



Erinnerungsweh.

Auf der Birkenbank am Waldesrand,
Überwölbt von blühendem Laube,
Da war es, wo einst mein Glück ich fand,
Da war es, wo alles Leid mir schwand!
Süß lockte im Wipfel die Taube. —

Aus dem grünen Tann der geliebte Mann,
Ein Jäger so fest und fröhlich,
Hier war es, wo er mein Herz gewann,
Wo den Stolzen bezwang der Liebe Bann —
Wie waren wir beide so selig!

Das glücklichste Paar, aller Sorgen bar
In tief aufschauzendem Herzen,
So traten wir hin vor Gottes Altar,
So brachten wir unsere Gelübde dar,
Nhten nicht Leid noch Schmerzen!

Hin rauschten die Tage, die Jahre dahin,
Wie flüchtige selige Stunden,
Und jede Minute bedünkt' uns Gewinn,
Erfüllte mit Wonnen uns Herzen und Sinn!
Wehe, daß sie entschwunden!

Das Leid nicht schlief! — Das Vaterland rief
Zum Kampf seine tapferen Söhne!
Da preßt' er mich an sich und atmete tief,
Und küßte sein Kind — zur Büchse er griff,
Ein Kriegsheld von leuchtender Schöne!

An der Birkenbank hin, im blühenden Mai,
— Im Wipfel klagte die Taube —
Da zog mit den andern mein Held vorbei,
Dem Vaterlande zu halten die Treu, —
Ließ ewigem Gram mich zum Raube!

Im feindlichen Land eine tödtliche Hand
Bracht' Tod dem edelsten Herzen —
Sein Grab — sein Grab der Geliebte fand —
Fern — ferne von mir — im fremden Sand —
Was sterb' ich nicht — sterbe vor Schmerzen!

L. 5.



Erinnerungsweh. Nach einer Tuschezeichnung von Hans Fehner jr.

Nachdruck verboten.

Julietta.

Kostföbilde von Günther von Freiberg.

Noch war Venedig Republik; noch nannte sich die Lagunenstadt, auf ihre stolze Vergangenheit fußend, die „Serenissima“; indessen es war nur noch eine bezopfte, parfümierte Schattenrepublik, wie Longhi, der Boudoirmaler, und Rosalba Carriera, die Meisterin des Pastells, sie uns überliefern. Die Dogenmüße auf gepudertem Perrücke nahm sich aus wie eine Periflage, und das einst so gefürchtete Oberhaupt des Staates war nicht viel mehr als ein behaglich lächelnder Strohmännchen.

Trotzdem war die äußere Physiognomie Venedigs brillant wie ehedem. Öffentliche Feste wechselten ab mit Privatbelustigungen aller Art. Das Theater von S. Samuele mit seinen Opern von Tomelli und Salieri war das erste von ganz Italien; und das Ballet hatte die Barberina, das „Grazientöchterchen“, wie Friedrich der Große sie nannte, ausgebildet. Wer im klassischen Rom gähnte, wem Neapel nicht ausgelassen genug war, der ging nach Venedig, dem Eldorado der Spieler, Lebemänner und galanten Damen.

Eins der anmutigsten Feste war damals das sogenannte Fest der Rosenknospen, welches am fünfundzwanzigsten April, dem Sankt-Marcus-Tage, mit vielfachem Pomp gefeiert wurde. Dem Schutzpatrone Veneziens sind nämlich die Frühlingsrosen geweiht, gleichwie die Lilien dem heiligen Antonius von Padua. Noch heute beschenkt der Mann aus dem Volke seine Geliebte mit einem Sträußchen purpurner Knospen, während die höheren Stände dieses Brauchs längst vergaßen, oder jedenfalls eine Bonbonnière der symbolischen Blume vorziehen.

Zur Zeit unserer Erzählung, vor ungefähr hundert Jahren, war man noch poetisch und sentimental, mochte man übrigens frivol sein und zu den Theorien Voltaires und Holbachs schwören. Alt und Jung, Vornehme und Geringe beeilten sich, Rosen zu kaufen und dieselben einem befreundeten und geliebten Wesen zu reichen; denn dies brachte Glück und galt unter Umständen für eine Liebeserklärung.

Auf Gassen und Brücken sah man Blumenhändler mit ihren großen Körben. Die ganze Atmosphäre duftete; — es war Frühling, italienischer, lachender Frühling, nicht nordisch zweifelhaftes Aprilwetter. Den schönen Marcusplatz überströmte zur Hälfte warmer Sonnenschein. Auf der Schattenseite saßen Zeitungsläser und Müßiggänger vor den Cafés, während Straßenfänger mit großer Bravour Arien von Piccini und Majo zur Gitarre schmetterten, und kokett maschierte Spaziergängerinnen, den unvermeidlichen Mops auf dem Arm, die Profuratien entlang wandelten. Von der uralten Basilica, unter der Marcus, der Apostel, begraben liegt, wehte eine purpurgoldne Fajne herab; ihr Hauptportal war mit roten Draperien und steifen Immortellenguirlanden aufgeschmückt; Matrosen, Gondolieri, Mädchen in den landesüblichen Zoccoli (Pantoffeln mit hohen Absätzen) strömten, mehr von Schaulust als von Andacht getrieben, in das Innere des wundervollen Tempels hinein, um bald wieder an der entgegengesetzten Seite plaudernd und lachend zum Vorschein zu kommen. Stützer und Glückstritter, den Galanteriedegen an der Seite, den dreieckigen Hut unter dem linken Arm, eilten die Säulengänge der Becca hinan (des Münzgebäudes), wo grüne Tische mit aufgebäusten, neugeprägten Goldstücken zum dämonischen Hazardspiel einluden.

Auf der Piazzetta gab es einen Jahrmarkt; und linker Hand vom Dogenpalaste, auf der Riva, strampelten Polichinell, der an der Adria Urlechino heißt, und sein Gegner Facanapa, der stets geprellte Simpel.

Überall Bewegung, Freude, Munterkeit und doch Maß! Es roch gar appetitlich nach gebakenen Fischen und Schmalzkuchen; — dazwischen blies eine kühlende Brise von den Lagunen her, kühlte die Schleier der Damen und spielte mit den pudelosen Locken der Wasserträgerinnen.

Aber selbst auf den schönsten Punkten der Welt — und zu diesen wird ja der Marcusplatz seit Jahrhunderten gezählt — giebt es Mißvergnügte: teilnahmslos und gelangweilt schlenderte ein junger Mensch durch das Gewühl der Fröhlichen; so gewählt die Kleidung, die er trug, so blühend die Farbe seines hübschen Gesichts, so düster, ja verachtend war sein Blick. Was mochte ihm fehlen? eine volle Börse? mit nichten; er war ein allgemein bewundertes Porträtmaler und verdiente weit mehr als er ausgab. Ein Ordensbändchen im Knopfloch? — ach, daran dachte er nicht, denn er war ein Deutscher und nicht von der Sucht, „Ritter“ zu werden, befehen.

Ebensowenig litt er an Eifersucht oder Liebeskummer, — und gerade dieser Mangel war vielleicht die Ursache seines Unbehagens, seiner Schwermut. Amadeus Linden war kein leichtblütiger Venezianer, sondern ein Rheinländer, ein Gemisch aus Träumerei und Leidenschaft. Studien halber nach der Lagunenstadt gekommen, hatte diese ihn anfangs bezaubert, seine etwas überschwängliche Phantasie entflammt; doch bald war dem ersten Rauhe eine große Ernüchterung gefolgt. „Nur die Sinne finden hier eine gewisse Befriedigung, das Herz muß leer ausgehen“, klagte er und isolierte sich mehr und mehr. Seinem jugendlichen Ruhm that dies zum Glück keinen Schaden; die Italiener waren's gewohnt, daß alle Ausländer mehr oder minder den Spleen hatten.

„Wie läppisch ist solch ein Festtag in Venedig!“, sprach er jetzt zu sich selbst, die Piazzetta angäbnend, — „wie müde bin ich dieser trippelnden Zierbengel, dieser in Menuettschritt einhertanzelnden Damen, dieser Quackfalter und Tabuletkrämer! Heiliger Paphnutius! Dieser ewige Marcusplatz ist eine Hölle von Langeweile und Einförmigkeit, selbst wenn es win-

melt von gepuzten Narren und Närrinnen. Kann man in dieser bis zum Überdruß besungenen Stadt einen einzigen honetten Spaziergang machen? ei, behüte! gehen, reiten und fahren muß man verlernen. Man kann nur spazieren sitzen: entweder in der fargartigen Gondel zwischen den Gemüßeabfällen und Koffstrünken, welche die Kanäle bedecken, oder vor den miserablen Kaffeehäusern auf wackligen Stühlen. Oh, wäre ich weit von hier! wäre ich heim!“

In solcher Ver Stimmung blieb dem jungen Künstler schließlich nichts übrig, als umzukehren und seine Wohnung aufzusuchen. Der etwas baufällige aber pittoreske Palast, worin Amadeus sein Atelier aufgeschlagen, war bald erreicht. Unter dem Portale stand des Thürhüters altes Weib, dem Ankommenden kagenfreundlich entgegenquiekend: „Ach, mein schönes, junges Herrchen, da sind sie endlich! sehen Sie nur, was Ihre Excellenz, die Frau Prokurateffa Tron für sie abgegeben hat!“ und die braune, runzlige, aber sehr bewegliche Terefina händigte dem erstaunten Amadeus einen prächtigen Rosenstrauß ein. „Lauter Moosrosen“, fuhr sie redselig fort, „das Seltene, was wir in Venedig haben! Diese Blumen sind aus einem Treibhause vom Festlande, magari!“

Amadeus hatte bisher die Prokurateffa Tron, welche in Venedig Sonnenschein und Regen machte, unausstehlich gefunden mit ihren Ansprüchen, ihren überfüllten Empfangsabenden, konnte jedoch nicht ohnehin, der fetten, hermelinverbrämten Dame erkenntlich zu sein für die zarte Aufmerksamkeit. Ja, er nahm sich vor, den Kater der Excellenz zu porträtieren auf Elfenbein.

Im hochgelegenen Atelier angelangt, nahm Amadeus einen lilafarbenen Glasfrug von einer Stagere, füllte ihn voll Wasser und stellte das hübsche Gefäß mit den Moosrosen in die günstigste Beleuchtung.

Er war plötzlich ganz fröhlich geworden, wie man es immer wird, sobald man aus dem Müßiggang an die Arbeit zurückkehrt. Den Straßenrock mit einer bequemen Bluse vertauschend, nahm er seine bunten Stifte zur Hand und setzte einige Drucker auf einen Johanneskopf, zu dem ein schöner, armenischer Mönch von der Insel San Lazzaro ihm gefesselt hatte. Mit Hilfe des Vederekomps und des kleinen Fingers der rechten Hand brachte er den weichen Schmelz und die plastische Rundung hervor, welche Amadeus Linden dem Raphael Mengs abgesehen hatte.

Leise klopfte es draußen an der Thüre. Amadeus sagte zerstreut „herein.“

Niemand ließ sich blicken. „Wahrscheinlich ein Bettler“, dachte der Maler, ungeduldig ob der Störung. „Nun, herein doch!“

Träumte der junge Maler aus dem Lande des Weins und der Nebel? träumte er oder lauschte wirklich ein Mädchenkopf mit aurikelbraunen Sammetaugen und reizend naivem Näschen zu ihm herein?

„Signor Amadeo?“ fragte schüchtern eine liebe, sanfte Stimme, und jetzt zeigte sich im düstigen Kleidchen und dunklen Umschlagetuch eine schlanke, feine Gestalt auf der Schwelle...

„Zu dienen, mein Fräulein“, gab eilig der angenehme Überraschte zurück.

„Ich bin kein Fräulein“, sagte treuherzig die Unbekannte.

„Eine Feenprinzessin aus Carlo Gozzis Zauberstücken“, rief Amadeus, ganz Feuer und Flamme.

„Das verstehe ich nicht“, lächelte sie die Augen senkend, „ich nahm mir die Freiheit, Sie zu hören, Signor...“

„Stören?! aber Kind!... doch vor allem, nehmen Sie Platz, ich bitte.“

„Da es Festtag ist, sind wir von Malamocco hereingekommen, Großmütterchen und ich...“

„Gefegnet sei dieser Festtag“, frohlockte der Jüngling, die Liebliche mit den Blicken verschlingend.

„Heringekommen um Sie zu fragen, ob Signor vielleicht ein Modell brauchen? Selbstverständlich ein Kostümmodell“, setzte die Schöne sanft errötend hinzu.

„Ob ich es brauche?! versteht sich! und je eher, je lieber. Gleich morgen!“

„Gut, mein Herr, wie Sie befehlen.“

„Aber sage mir nur, mein liebes Kind, wie kommst du zu diesen wundervoll geformten, weichen, weißen Händchen“, fragte Amadeus mit einigem Mißtrauen.

Sie entzog ihm schnell ihre Fingerspitzen, welche er leise berührt hatte...

„Du scheinst nie gearbeitet zu haben“, lachte er, „bist Großmamas cocolina (Liebling), nicht so?“

„Ich war bisher Choristin von San Samuele, verlor aber durch eine Halskrankheit meine Stimme. Vielleicht kommt sie wieder mit der Zeit. Unterdessen muß ich mein Brod verdienen, habe jedoch, aufrichtig gesagt, keine Lust zur Werktagsarbeit...“

„Hast Recht, du echte Venezianerin.“

„Da riet mir der Gevatter Zanetto, es mit dem Modell stehen zu versuchen.“

„Bravo! ein gescheiter Mensch, der Gevatter. Und wie nennt sich sein entzückend faules Patchen, wenn man fragen darf?“

„Julietta.“

„Süßer Name! Maiblumendust! Julietta mia, versprich mir, in der nächsten Zeit nur mir, einzig mir zu sitzen! Dein Bildnis wird ungeheures Aufsehen erregen, — du bist halb ein Kreuz, halb ein Guido Reni! das verheißt du wieder nicht? ich meine nämlich, du bist das Ideal des Wunderhübschen. Das ist mehr als schön sein. Die Regelmäßigkeit einer Juno läßt uns kalt; aber Hebe und Flora, die Niedlichen, machen uns zu ihren Sklaven.“

„Darüber habe ich niemals nachgedacht“, sagte Julietta kindlich einfach.

Amadeus fühlte, daß er sich einem unverdorbenen Geschöpf gegenüber befand. Von Hause aus arglos, war er in Italien doch nach und nach vorsichtig geworden. Julietta indessen war ein Engel! wehe dem, der es ihm bestritten hätte. —

„Und nun leben Sie wohl, Herr Maler. Auf Wiedersehen.“

„So schnell gehst du?“

„Ich bliebe wohl gern und betrachtete all die herrlichen Schilbereien, — ach, der allerliebste Knabe dort, der gestügelte! was thut er mit der Weltkugel?“

„Er läßt sie nach seinem Willen tanzen, denn er heißt Amor.“

„Ihre Zeit, mein Herr, ist kostbar... somit empfehle ich mich Ihnen bis auf morgen.“

„Bleibe noch!“ rief Amadeus unwillkürlich... In seinem Ton lag etwas so Flehendes, Überzeugendes, daß Julietta wie gebannt stehen blieb.

Er nahm ein hübsches Tellerchen mit Konfekt und reichte es seiner neuen Freundin: „Koste davon“, bat er, „es sind türkische Bonbons, genannt Kahat locum, Mund voll Glück.“

Julietta naschte mit Vergnügen davon.

„Ah“, rief sie plötzlich, den Johanneskopf betrachtend, „das ist Pater Cyrillus wie er leibt und lebt!“

„Kennst du den schönen Priester von der Klosterinsel?“ fragte hastig, mit eifersüchtiger Regung Amadeus.

Julietta war blutrot geworden... „Ja“, erwiderte sie unsicher, „das heißt —“

„Warum stoßt du?“

„Warum schauen Sie mich so finster an? — als Großmütterchen krank war, holte ich öfters Milch aus dem Kuhstall der Insel; nur dort giebt es unverfälschte...“

„Männerchönheit, nicht?“ höhnte Amadeus.

„Ach, was sind Maler für wunderliche Gesellen!“

„Nichts für ungut, Julietta! verzeih mir, ich bin ein Narr. Man wird es in deiner Nähe. Doch was wollt' ich eigentlich fragen? ja so: bleib deinen prächtigen Haaren mit der Puderquaste fern, hörst du? verdirb nicht ihre Farbe, die schönste der Welt, kastanienbraun mit goldigen Reflexen.“

Er sagte sie jetzt mit dem objektiven Blick des Künstlers fest und voll ins Auge und vergaß, daß er ein junger, begehrtlicher Mensch war. „Wie verführerisch in jedem Zuge und dabei wie durch und durch vornehm“, sagte er halb laut zu sich selbst. „O du adlige Race des uralten Kulturvolks! Du wirft uns Stümper und elenden Nachahmer immer an den Sünden fesseln, so oft wir ihm auch entfliehen möchten und so wenig wir im allgemeinen hierher passen, wir Nordländer.“

Die allerliebste Julietta schwieg zu dem allen und musterte unterdessen die schönen Stoffe aus sopra-rizzo (Seidenzeug mit eingewirkten Sammetmustern) und Brokat, welche in malerischer Unordnung die Stühle, das Faulbettchen und zum Teil die Wände bedeckten. Am meisten schien die Gliederpuppe sie zu belustigen... „Oh, das schöne, seidne Morgenkleid“, bewunderte sie.

„Möchtest du solch eine Robe haben?“ fragte er sanft.

„Ich würde mich mit den Füßen in der Schleppe verwickeln“, meinte sie.

Er zeigte ihr Bernstein- und Korallenschmüre und schleierartige Gewebe aus der Levante. Sie hatte das Umschlagetuch zu Boden gleiten lassen und duldete, daß Amadeus einen golddurchwebten Shawl turbanartig um ihr Köpfschen wand. Als er Julietta einen Spiegel vorhielt, gewahrte er zu seiner Befriedigung, daß sie nur ihn, nicht sich selbst betrachtete.

Er konnte sich freilich neben ihr sehen lassen. Beide lächelten sich gegenseitig im Spiegel zu. Eben stand der Jüngling im Begriff, den Arm um den schlanken Grazienleib des Mädchens zu legen, als sie, wie erwachend, hastig sagte:

„Aber nun muß ich fort, Großmütterchen wartet auf der Treppe.“

„Also, ich habe dein Wort: morgen früh bist du zur Stelle?“

„Ohne Zweifel.“

„Um acht ein halb Uhr.“

„Zu Befehl.“

„Nimm dieses Geldstück im Voraus.“

„D nein, nein, mein Herr! erst muß ich es mir verdienen.“

„So stolz, kleine Julietta?“

„Mach' ich den Eindruck einer Bettlerin?“

„Einer Diebin sag“, neckte er, — „einer süßen Herzensdiebin. Nimm wenigstens diese Rosenknospe mit auf den Weg, himmlisches Rosengesichtchen“. Amadeus zog die schönste halberschlossene Blüte aus dem Strauße und reichte sie ihr mit einem vielsagenden Blicke.

Julietta befestigte das symbolische Geschenk an ihrem Mieder; sie schien bewegt, als hätte sich von seinem Enthusiasmus auch ihr mitgeteilt. Es klang etwas gezwungen, als sie scherzend sagte: „Und für wen sind die übrigen Knospen?“

„Für niemand“, sagte er mit Nachdruck. Sie lächelte etwas ungläubig, die Falten ihres verhüllenden, dunklen Tuches glatt streichend.

Er nahm den Strauß und schleuderte ihn aus dem offenen Fenster in den Kanal hinab.

„Auf morgen“, kicherte sie, sichtbar vergnügt. Er aber sah nur den Engel, nicht die geschmeichelte Ewastochter in dem reizenden Modell.

Ihm klopfte das Herz zum Zerspringen. Um sie nicht mit einem Male ganz und gar zu verlieren, bat er Julietta um ihre Adresse.

„Malamocco,“ gab sie kurzweg an, — „übrigens wohnt Genatter Zanetto auf dem Campiello Albrizzi an der schiefen Brücke; bei ihm nehmen wir Absteigequartier, so oft wir Geschäfte in der Stadt haben. Auf Wiedersehen, Signor Amadeo.“

Sie schlüpfte hinaus. Linden begleitete sie die Treppe hinab, als wäre die tosa (Mädchen aus dem Volke) eine Fürstin gewesen.

Bei seinem Erscheinen erhob sich eine Greisin von der Stufe, wo sie hockte, und grüßte ihn demütig. Die Enkelin der guten, geduldigen Altermutter winkte noch einmal mit der Hand... Amadeus stand und blickte beiden Frauen nach, bis sie verschwunden waren...

„Das diesjährige Marcussfest werde ich nie vergessen,“ schwärmte er vor sich hin.

Wie umgewandelt, wie neu belebt fühlte er sich. Wo war sein Unwille gegen Venedig geblieben? — Trunfnen Blickes trat er ans Fenster und schaute über die Dogana hinweg nach dem kleinen Eiland, wo sein Feenprinzepschen heimisch war. Er wollte sie malen auf Wolken thronend, einen Stern über dem Scheitel... „Nein, nein, nein,“ unterbrach er sich glücklich, „im dürftigen Kleidchen, einzig im Schmuck ihrer jungfräulichen Reize verewige ich meine Julietta. Das Kösslein freilich darf dem Bilde nicht fehlen.“

Im Übermuth des Glücks sang und tanzte er und schnippte mit den Fingern. Gar zu gern hätte der tolle, junge Mensch jemand umarmt und mit Behemung ans Herz gedrückt. War denn niemand da außer der Gliedergruppe? —

„He, hollah, aufgemacht im Namen des geflügelten Löwentiers! Hörst du kein Klopfen, Höllenbraten du?“ — Mit diesen Worten trat der lustige Pater Cyrill in das Studio.

Nichtig flog ihm Amadeus an den Hals.

„Ei, ei, welch ein Krampf von Zärtlichkeit faßt den jokosen Herren plötzlich an!“ lachte der armenische Geistliche, dessen königliches Haupt weder zu seiner kleinen, allzu zierlichen Gestalt, noch zu seinen quecksilberartig raschen Bewegungen paßte, „glaubst du, Jüngelchen, ich käme, dir zu sitzen? O nein! so mag ich mir den Feiertag nicht verderben. Überdies ist dein Pastellbild, das meine Reize karrikiert wiedergibt, total verfehlt: schau, das linke Auge — nun, so schau doch hin! — schießt in horribelster Weise. Und das Nasenbein steht schief... hängt deine ganze, fogenannte Kunst an den Nagel! du hast ja Geld, du glücklicher Hasenfuß, du bist nicht wie meinesgleichen zur Armut, zur Keuschheit, zum Gehorsam verdammt!“

Amadeus, an den eigentümlichen Stil des drolligen Paters gewöhnt, hörte gleichmütig lächelnd zu, ohne just viel zu erwidern. Früher hatte ihn wohl das weltliche, naiv unverfälschte Wesen Cyrills befremdet... „wie kommt dieser Asiate, der zum Epicuräer geboren scheint, in die Mönchskutte?“ hatte er sich nicht selten gefragt... Da es der am Euphrat geborne selbst nicht wußte, weshalb seine Eltern ihn zu den Wechitaristen gegeben hatten, so zerbrach sich Linden nicht länger den Kopf darüber, sondern „acceptierte“ den Pater.

Letzterer warf den kastanartigen Überwurf ab und zog aus seinem malerischen schwarzen Gewande einige Blechbüchsen und Flaschen voll eingemachter Früchte hervor.

„So, — laß uns zusammen speisen und fröhlich sein,“ rief er, „schicke deinen Mitteltrabanten in die ‚Königin von England‘ nach Risotto und Braten. Das Dessert habe ich aus unserer Speisekammer —“

„Entwendet?“ lachte Amadeus.

„Errettet. Diese Kleinodien des Magens verschimmeln sonst in dem Loch, wo die Mäuse Hochzeit halten.“

„Gut, wir wollen schmausen und eine Flasche Coneglianowein ausstechen. Beppi, mein Mitteltrabant, hat nebenan schon den Tisch gedeckt.“ Amadeus läutete seinem Farbenreiber, erteilte ihm einige Befehle und kehrte zum Pater zurück, ihm die Hand vertraulich auf die Schulter legend.

„Aproposito, sag‘ mir Cyrillino, Cyrilletto,“ hub er an, „entsinnst du dich, jemals einem auffallend schönen Mädchen, einer tosa mit goldigbraunem Haar und einem Gesichtchen wie eine Maiblume, Kuhmilch verkauft zu haben?“

Cyrill, der gelehrte Mönch von San Lazzaro trat einen Schritt zurück... „Kuhmilch!“ gab er pathetisch voll Abscheu zurück. „Wozu hätten wir unsere Knechte? was kümmert mich das Hornvieh in der Meierei?“

„Geh, du Schalk! sobald hübsche Dirnen in der Nähe des Stalles —“

„Ach was! so eine schlampige Tosa mit großem Kopfe und schmalen Schultern!“

Cyrill machte eine verächtliche Bewegung und stopfte ein türkisches Pfeifchen voll Zatakiatabak.

„Freilich,“ entgegnete sein Freund etwas gereizt, „deine schwache Seite sind die Vornehmen, die Töchter der Schminke, und zuweilen die Überstudierten, die Blaustrümpfchen. Du, schwarzer Bonze, suchst deine Ideale im Hause der Dame Tron.“

Cyrill blies Rauchwölkchen vor sich hin... „Eines schickt sich nicht für Alle, sagt euer großer Dichter Goethe... gefällt dir ein Milchmädchen —“

„Ach, Unsinn,“ fiel ihm Linden ins Wort, „meine kleine Göttin denkt garnicht daran, ein Milchmädchen zu sein —“

„Vielleicht eine Chokoladière?“

„Ebensowenig: sie ist Modell, was hier zu Lande ein sehr anständiges Metier ist.“

Cyrill schlug ein sardonisches Gelächter auf... „Schau, schau, ein Modell! — Amadeus, du wirst doch kein Narr sein und dich von solchem Gelichter bethören lassen? Fürwahr,

dann thätest du mir leid. Primo: sie stehlen wie die Ratten —“

„Pui über dich mißtrauischen Byzantiner!“

„Secundo: sie lügen dir ins Angesicht und verraten dich hinter dem Rücken.“

„Im allgemeinen magst du recht haben, indessen meine Julietta ist ehrlich, sittig, unverdorben...“

„Und so weiter und so weiter,“ unterbrach ihn der schlaue Armenier. „Leider, Freundschaften, besitzen die Maler trotz ihrer hervorragenden Eigenschaften gar keinen Scharfsinn! Raphael und Giorgione nahmen Bäckerinnen und leichtfertige Weiber für Göttinnen.“

„So? alle Maler wären Gimpel?“ fuhr Amadeus empfindlich auf.

„Oft genug,“ brummte der Pater in seinen tintenschwarzen Vollbart, laut aber erwiderte er: „Maler sind in der Regel enthusiastisch, gütig, ohne kühle Reflektion. Darauf spekulieren die Julietten und legen es darauf an, sogar geheiratet zu werden. Na, ich halte euch die Traurede nicht!“

„Das wäre zu verschmerzen.“

„Sehr verbunden, mein Süßer! doch vielleicht könnte ich dir bei der Scheidung nützlich sein.“

„Du Satyr in der Kutte! Du Unglücksrabe, schweig.“

„Stopfe mein Lästermaul mit Risotto und Polenta, — mich hungert gewaltig.“

„Unter der Bedingung, daß du auf das Wohl meines Engels trinkst!“

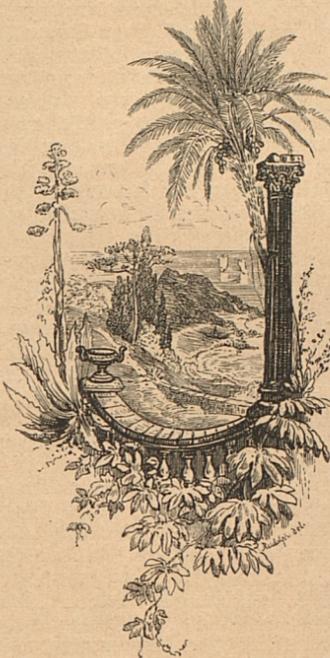
„Die Suppe ist aufgetragen,“ meldete Amadeus' Farbenreiber.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Frauen-Arbeitsheim in Athen.

Von Eduard Engel.



In dem griechischen Volke lebt eine tiefe Abneigung gegen die Arbeit in Fabriken. An verschiedenen Orten des jungen Königreiches hat man wiederholt versucht, die Erzeugnisse unmittelbar am Gewinnssorte fabrikmäßig zu bearbeiten, hat aber sehr bald wieder davon abstecken müssen, weil es nicht möglich war, auf die Dauer die erforderliche Arbeiterzahl zu gewinnen. So lange in Griechenland die Mehrzahl der Bevölkerung sich noch in dem glücklichen Zustand befindet, vom Ertrage des Bodens leben zu können, ist an die sogenannte „Blüte der Industrie“ nicht zu denken. Es ist sehr fraglich, ob dieser Zustand des aus der Asche wieder aufgebühten Griechenlands mehr mit Neid als mit

Bedauern von den Westeuropäern zu betrachten ist.

Vollends weibliche Fabrikarbeiter in größerer Zahl zu gewinnen, wäre schon deshalb ein so vergebliches Beginnen in Griechenland, weil es dort zum Glück so gut wie gar kein weibliches Proletariat d. h. keine überschüssige weibliche Bevölkerung giebt. Ob es in den günstigen Vermögensverhältnissen des Landes begründet ist, welches so gut wie keine ganz Armen besitzt, oder ob die im Gegensatz zu allen übrigen europäischen Ländern auffallende Zahlenüberlegenheit des männlichen Geschlechts über das weibliche die Ursache ist, genug, es giebt in Griechenland äußerst wenige — alte Jungfern, also auch wenige unverheiratete Frauen.

Dieser glückliche Zustand weist das Land mit Naturnotwendigkeit auf die Pflege der Hausindustrie hin. Soll das neue Griechenland jemals eine Rolle auf den verschiedenen Gebieten des Kunstgewerbes spielen, so wird man von Fabriken absehen und sich auf die Hebung des Geschmacks und der Arbeitsgeschicklichkeit bei der Hausarbeit werfen müssen.

Das haben in Athen eine Anzahl edler Frauen richtig erkannt, und aus ihrem Zusammenwirken ist eine Schule hervorgegangen, allen Fremden als gute Quelle schöner Einfäufe wohlbekannt und ein unberechenbarer Segen für Stadt und Land. Es ist die Schule und Arbeitsstätte bedürftiger Frauen, kurzweg das „Ergastirion“, oder auch wegen der Lage an dem Plage der Säulen des olympischen Zeus-Tempels: „Olympia“ genannt. Diese Anstalt vereinigt in sich die Keime zu einer Menge größerer Einrichtungen, deren Entfaltung der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Die engen Verhältnisse des griechischen Staatswesens machen einstweilen die Zusammendrängung auf kleinen Raum notwendig. Aber auch so erscheint diese Anstalt als Vereinigung alles dessen, was in größeren Ländern mit dem anspruchsvolleren Anhängeschild der Frauenemanzipation sich geltend macht.

Das Ergastirion ist in Wahrheit der Mittelpunkt alles kunstgewerblichen Strebens der Neugriechen. Athen wie Griechenland sind stolz auf diese ihre ganz eigentümliche Schöpfung und tragen durchaus kein Verlangen, an ihre Stelle etwa Fabriken zu setzen, am wenigsten Fabriken mit Arbeiterinnen. Wollen sich die Männer in die Arbeitskassernen hineinsperren, so mögen sie das thun. Dem moralischen Schaden des weiblichen Fabrikarbeitertums entgegenzuwirken, das war das erste Ziel der großherzigen Bürgerinnen Athens, die im Jahre 1872 mit den bescheidensten Mitteln anfangen, hilfsbedürftigen Frauen und Mädchen, namentlich Waisen und Witwen, ein Arbeitszahl zu bieten, wo sie für sich und für das Land nützlich wir-

ken könnten, ohne sich an die Maschine zu stellen und zu Fabrikflabinnen zu werden.

Die Regierung unterstützte dieses eigenartige Unternehmen. Auch die Königin Olga von Griechenland ließ ihm ihre Huld und Hilfe. Die Hauptsache aber war hier, wie überall in Griechenland, die Thatkraft und Opferwilligkeit Einzelner, diesmal der Frauen.

In anderen Ländern nehmen solche heilsame Veranstaltungen gar zu leicht den Charakter von Versorgungsanstalten für das „höhere“, das „akademische“ Mädchentum an; ich erinnere nur an die sonst so verdienstlichen Stiftungen wie Lettehaus und Viktoria-Lyceum in Berlin. In Athen giebt es zum Glück noch keine solche Fülle erwerbsloser Töchter und Witwen von Beamten, Gelehrten u. s. w., die außer etwas schlechtem Französisch nichts zu lehren wissen, weil sie nichts Nützliches gelernt haben. Die vornehmen und reichen Stifterinnen des athenischen Frauenarbeitsheims machen keinen Unterschied zwischen „niederen“ und „höheren“ Töchtern. In ihrem Hause soll ernsthaft gearbeitet werden, gewebt, gefnüpft, gestickt, geschneidert, und daneben die notwendigste Schulbildung, falls veräunnt, nachgeholt werden.

Mit Ausnahme eines biedern alten Hausknechts liegt die gesammte Verwaltung des Ergastirion in weiblichen Händen. Da es sich um eine private Veranstaltung handelt, so sind alle besoldeten Stellen vor den Folgen jeweiliger Ministerwechsel sichergestellt. Im Vorstände sitzen natürlich die Damen beider Parteien des Landes friedlich beisammen: Anhängerinnen der Partei Trikupis wie der Partei Delijannis.

Vierhundert fleißigen Frauen und Mädchen verschafft das Ergastirion einen regelmäßigen ehrenwerten Erwerb und sorgt durch seine tüchtigen Leistungen dafür, daß in Athen keine Fabriken mit weiblichen Heloten entstehen können. In der Provinz ist natürlich an die Gründung von Fabriken noch weniger zu denken. Zugleich aber sorgt das Ergastirion dafür, daß die im Lande zerstreuten Ansätze für kunstvolle Herstellung weiblicher Arbeiten einen Mittelpunkt finden. Wenn von irgend einer Seite der Übersetzung Griechenlands durch die häßlichen Moden Westeuropas und den Fabrikplunder Einhalt getan werden kann, dann durch das Ergastirion in Athen. Hier werden jene schönen Seidenstoffe auf Handwebstühlen gewoben, die an Dauerhaftigkeit es mit den besten französischen Stoffen aufnehmen. Der Seidentüll, mit Goldfäden durchsetzt, der hier noch immer mit Handarbeit hergestellt wird, findet an Feinheit kaum irgendwo seinesgleichen. Kopftücher, Schleier, ganze Brautkleider, die düftigsten Gewebe, von denen wirklich mehrere Meter in einer etwas größeren Nuß Platz fänden — wie von jenem Märchengewebe — werden im Arbeitsheim zu Athen auf Bestellung oder auf Lager angefertigt, in hohen hellen Arbeitskämern bei weit offenen Fenstern, nicht unter der Fuchtel eines Fabrikherrn, sondern im Beisein und in der Lehre mütterlicher Freundinnen. Kein Tageslohn, sondern Stücklohn, — und da die Verwaltung für ihre schönen Waren hohe Preise fordert und erhält, so kann sie auch die Arbeiterinnen reichlich lohnen. Für den Unterricht wird nichts bezahlt.

Gegenwärtig liefert das Ergastirion Seidenstoffe aller Art: farbige, weiße, goldgestricke; — Baumwollstoffe zu Kleidern, sehr originelle orientalische Muster, nur handgewebte Sachen, wie alle Erzeugnisse des Hauses; — wollene Teppiche jeder Art nach den schönsten Mustern uralter bäuerlicher Hausweberei; — Stidereien in Seide, Silber und Gold; — Spitzen aus Zwirn oder Seide, gleichfalls je nach Wunsch mit Silber oder Gold durchwirkt; — endlich fertige Wäsche.

Abgesehen von der Versorgung der hier beschäftigten Frauen ist vom Ergastirion eine starke Strömung des gewerblichen Patriotismus ausgegangen. Während die reichere athenische Frauenwelt bis vor kurzem sich nur von Paris aus belleidete, gilt es mehr und mehr in den höheren Kreisen für guten Ton, die Aussteuer im Ergastirion zu bestellen. Der Patriotismus und der bessere Geschmack haben über die blinde Nachahmung der Auslandsmode gesiegt, — ein in der Frauenwelt aller Länder bisher unerhörter Fall.

Seitdem vollends das Ergastirion sich zu einer Sammelstätte auch für die kunstgewerblichen Erzeugnisse der griechischen Provinzen aufgethan, sind den athenischen Damen, aber auch vielen fremden, die Augen aufgegangen über die unbekannten oder doch bisher unbeachteten Schätze der vaterländischen Hauskunst. Solche Goldstickereien auf Seide, Sammet, Gazegrund, wie sie auf Cubia, in Epirus, auf manchen Inseln des ägeischen Meeres mit so sicherem, durch jahrhundertlange Übung gefestigten Geschmack angefertigt werden, vermag kein Pariser Modemagazin ihnen zu liefern. Und seit die geschickten Bäuerinnen in allen Winkeln des kleinen Königreichs ihre Arbeiten an das Ergastirion von Athen schicken dürfen, mit der sicheren Hoffnung, bald dafür ein gutes Stück Geld zu erhalten, nimmt auch im Lande die Freude am Kunstgewerbe, zunächst allerdings nur am weiblichen, sichtbar zu. Das Ergastirion sendet den strebsamsten Arbeiterinnen in den Provinzen gute Muster, erteilt ihnen Ratsschläge, wo eingewurzelte Geschmacksfehler den Absatz erschweren, — kurz, es wirkt wie eine Art von Unterrichtsministerium für weibliche Kunsthandarbeit.

Mit der Anstalt verbunden ist eine Schule für weibliche Krankenpflege und eine Kleinkinderbewahranstalt, d. h. die verheirateten Arbeiterinnen dürfen ihre unerwachsenen Kinder mitbringen; in einem besonderen Saal wird das kleine Volk beaufsichtigt, gefüttert und spielend beschäftigt. So ist das Ergastirion nichts als eine erweiterte Hauswerkstätte. Mit Sonnenuntergang hört die Arbeit auf, und die Frauen und Mädchen kehren in ihre Wohnungen zurück.

Die Regierung unterstützt die Anstalt wohl hin und wieder durch einen kleinen Geldbeitrag; wichtiger aber ist die Unterstützung, welche sie ihr zu Teil werden läßt durch Arbeitsaufträge. So hat sie bei Beginn der Mobilmachung in diesem Frühling dem Ergastirion die Anfertigung der Soldatenhemden übertragen. Was thaten die Arbeiterinnen? Die ersten fünf-tausend Hemden wurden von ihnen unentgeltlich hergestellt als Opfer dieser Armisten auf dem Altar des Vaterlandes.

Die Ausstellung des Ergastirion ist eine der sehenswürdigsten von Athen. Weiläufig ist das Verkaufsgeschäft daselbst wohl das einzige in Griechenland, wenn nicht im ganzen Orient, in welchem unerhöchlich feste Preise gelten. Ich habe manche eingeborene Käufer und Käuferinnen aus Athen über diesen so ungrüchischen Brauch in Verzweiflung gesehen.



Die Kerner-Feier in Weinsberg.
 Von Natalie Kämelin.

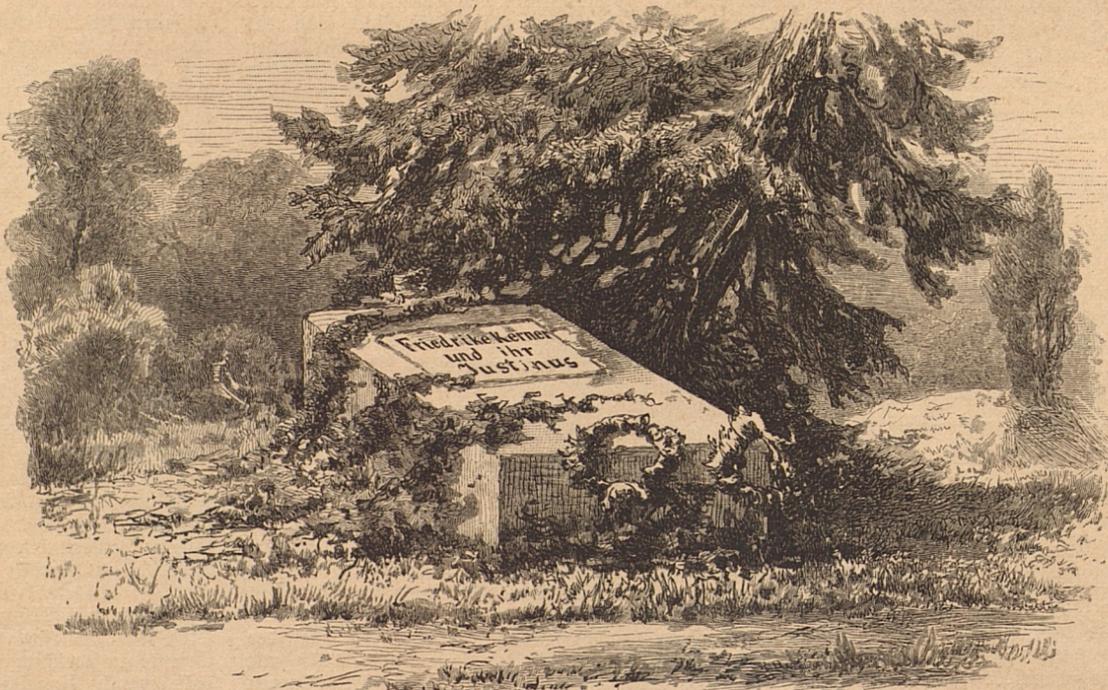
Um den Schluß des Jahres 1808 schloß Justinus auch seine Universitätsstudien ab, erwarb den medizinischen Doktorhut, führte einige Zeit lang ein Wanderleben, das ihn Hamburg, Wien, Regensburg, Augsburg und andere Städte von Bedeutsamkeit kennen lernen ließ, und nahm endlich seinen festen Aufenthalt wieder in der Heimat, nacheinander in Wildbad, Welzheim, Gaildorf und Weinsberg, als Arzt von tiefer Einsicht und großem Erfolge Liebe, Dankbarkeit und Verehrung gewinnend. Hier im Genuß der reichen Natur des schwäbischen Landes, gehoben und gefestigt durch eine segensvolle Berufstätigkeit, beglückt durch eine auf tiefer Sympathie begründete Ehe, entströmten seinem Herzen in köstlicher Fülle jene herrlichen Lieder, die zum Teil in den Volksgefang übergegangen, seinen Namen unsterblich gemacht, ihn selbst auch dichterisch an die Seite seines treuen Uhländ gestellt haben. Hier durchlebte er, in tiefem gläubigen Ernst an ein „Überberragen der übersinnlichen Welt in die unsere“, seine wunderliche Erfahrung an der „Seherin von Prevorst“, jener merkwürdigen Sommambule, deren Andenken für immer mit dem Kerners verbunden bleiben wird; hier starb er vor nunmehr 24 Jahren, allgeliebt und verehrt, der ihm vorangegangenen treuen Gattin, dem „Mikete“, schneidend nachfolgend, hier hat ihm, an der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, die dankbare Heimat ein schönes sinniges Gedekfest gefeiert und bewiesen, daß er nicht zu den „Vergessenen“ oder „Aberlebten“ gehöre, vielmehr mit dem Schönsten und Besten, was er seinem Volke gegeben, noch heute lebendig unter uns wirke.

Am 18. September des Jahres 1786 wurde dem herzoglich württembergischen Oberamtmann Christoph Ludwig Kerner zu Ludwigsburg ein Sohn geboren, dem die Taufe die Namen Justinus Andreas verlieh: ein stiller, früh in sich gefehrtes Kind, dessen Seele

die umgebende Welt samt ihren mannigfachen Gestalten schon zu einer Zeit, wo Knabensinn das Leben ohne Nachgedanken aufzunehmen pflegt, gar seltsam wiederpiegelte. Ein junger Träumer schritt er durch die aufgeputzte Residenzwirtschaft Karl Eugens, durch die geschmücktesten Bau- und Gartenanlagen der Favorit-Stadt; ein Träumer durch die walddunklen Fluren von Maulbronn und dessen herrliche alte Klostermauern: sein phantastisches Kindergemüt baute sich in der wirklichen Welt, in dem umgebenden Leben eine bunte Traumwelt, ein zweites Leben auf und fand erst in diesem volles Behagen.

Schwere Kümmernisse in der Familie vertieften die Seele des Knaben ins Schmerzhaft, bedrohten auch seinen Lebensgang mit Verkümmern. Freundesinn, der mit poetischem Auge das verwandte Dichtergemüt im Jünglinge erkannte, eröffnete ihm endlich die Bahn, auf der ihm zu wandern beschieden war. Das Jahr 1804 führt Justinus auf die Universität Tübingen und in den Kreis gleichstrebender, hoffnungsvoller Jünglinge, deren Freundschaft sein ganzes ferneres Leben schmücken und beglücken sollte: Wamhagen von Ense, Ludwig Uhländ, August und Heinrich Köstlin, Karl Mayer und manche andere, deren Namen in Kunst und Wissenschaft einen Klang erworben haben. Hier entwickelte sich Kerners Natur zum Bleibenden. Was die Freunde damals als Beobachtungen an dem 20jährigen Jünglinge schilderten, blieb ihm eigen tümlich bis zum Ende seines Lebens: das sinnige, ja inbrünstige Leben in und mit der Natur, die bis zum Apathischen gehende Gelassenheit seines Temperamentes, ein Sinnen und Träumen am hellen Tage, eine leidenschaftliche Verenkung in Volksleben und Volkspoesie; eine immer zunehmende Hinneigung zum Wunderbaren, ja Schaurigen, durchsetzt mit jenem seltsamen Humor, der dem Grausigen wieder eine possenhafte Seite abgewinnt: so schritt er, „mit Augen, die etwas Geisterhaftes und Frommes hatten,“ unachtend des Herkömmlichen in Lebensformen und Gebräuchen, wie ein Nachtwandler durch die Jugendwelt hindurch und rührte, ernste tiefgehende Studien nur selten unterbrechend, seine Leier zu ergreifenden Klängen.

Folgen wir der Schilderung, die eine Freundin des Bazar, der am Feste teilzunehmenden Herzensbedürfnis war, von demselben entwirft. Vom Bahnhof aus führt eine direkt aufsteigende Straße zum „Kernerhaus“, das „gebaut ward durch Gottes Segen von Justinus Kerner, dem Arzte, der auch Lieder sang, und seiner Hausfrau Friederike im Jahre 1822, zur Zeit wo des Himmels Gestirne wärmend wie kaum je niederstiegen auf Berg und Thal, aber Europas Herrscher, abgewandt von dem Himmel, kalt standen und zuschauten dem teuflischen Morde an Hellas.“ So steht es geschrieben auf der Pergamenturkunde, die einstens nach alter guter Sitte in den Grundstein gelegt wurde. Südlich und westlich ist das Haus von Garten umgeben, während es mit der Vorderseite nach Osten an der Straße liegt und im Norden an eine öffentliche Anlage, den sogenannten „grasigen Hag“ grenzt, der hinaufführt zur Burg Weibertreu. Noch birgt es eine Reihe wertvoller Erinnerungen an den Dichter, vor allem ein schönes lebensgroßes Brustbild von Justinus selbst, im Jahre 1851 von Ottavio d'Albuzzi, dem Urentel Pfeffels, gemalt; ferner ein Reliefporträt, von Herdtle modelliert, das uns das Ideale in Kerners Zügen am treuesten wiedergiebt. Nach hinten ist das Wohnhaus durch ein angebautes Schweizerhaus erweitert worden, das unten



Das Grabmal des Kerner'schen Ehepaars.

nur von zwei Pfosten getragen, einen bedeckten Hofraum bildet, und oben in einer offenen Gallerie als einzig schönen Schmuck ein hölzernes Kreuzigt zeigt, über welchem die Worte stehen: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Im Hintergrund des Gartens liegt der alte Wachturm, in dem einst, im Bauernkrieg, Graf Helfenstein gefangen saß, und in dessen schön restauriertem, durch bemalte Fenster magisch erhelltem Thurnzimmer später Lenau, Kerners Freund und häufiger Gast, seinen Faust gedichtet hat. An einem erhöhten Punkt der Straße, seitwärts von dem Hause, ist das schöne Denkmal unseres Dichters errichtet worden, das uns ein nach Herdtle's Entwurf ausgeführtes Profilbild des Dichters in Bronze zeigt, im Jahr 1865 von den Bildhauern Koller und Ploek geschaffen.

Vor diesem Denkmal spielte sich am gestrigen Tage der Hauptteil der hundertjährigen Geburtstagsfeier des Dichters ab, nachdem dieselbe schon am frühen Morgen durch eine Gedächtnisrede an seinem Grabe eingeleitet worden war. — Zum Beginn des Festaktes sprach der Sohn des Gefeierten einige Worte des Willkommenens, darauf folgte die treffliche Festrede von Diakonus Hoenes in Weinsberg, der uns in kurzen, markigen Zügen ein Bild des Dichters und Menschen entwarf und schilderte, wie er gedichtet und gelebt, als treuer, schlichter Sohn seiner heimatlichen Erde und doch auch als Prophet an zweier Welten Grenzen

„Das Haupt von Himmelstluft umweht
 Und pflückend froh der Erde Kränze.“

Nach der Rede wurden von den Vertretern des Viederkranzes und der Künstlergesellschaft „Vergwerk“ in Stuttgart zwei Vorbeerkränze am Fuß des Denkmals niedergelegt, worauf noch ein schlichter Gesang von Weinsberger Weingärtnern folgte, womit die Hauptfeier zu Ende war.

Während des darauf folgenden Festmahls hatte sich im „grasigen Hag“ ein Kinderfest in Szene gesetzt, das ein ungemein erfrischendes Bild bot. Da sangen die Kinder Weinsbergs unter der Leitung ihrer Lehrer ihr: „Freiend mit viel schönen Reden“, „Wohlauf noch getrunken“ und noch manch anderes der herrlichen volkstümlichen Lieder unjeres Dichters. Die Feststimmung, die aus den Kinderaugen bligte, war eine reine, echte und mußte jeden älteren Zuschauer mit ergreifen. — Doch die Musik ertönt und mit dem Festzug pilgern auch wir hinauf nach der alten Stauffenburg, vom Volksmund nach der bekannten schönen Sage „Weibertreu“ genannt. Beim Eingang in die Burg begrüßt uns der sinnige Vers von Kerner:

„Getragen hat mein Weib mich nicht, aber ertragen:
 Das war ein schwereres Gewicht als ich mag sagen.“

Kaum haben wir die Ruine betreten, da tönt uns aus dem alten Gemäuer der geheimnisvolle Klang wohl gestimmter Holscharfen entgegen „grad als hät' ein still Gebet sich verspätet in den Mauern.“ Gelockt von diesen Tönen schreiten wir vor und befinden uns plötzlich mitten in der Gesellschaft der illustresten Geister des 19. Jahrhunderts. Da stehen, eingehauen in den Stein, neben Gedichten von Lenau, Mörike, Thomsen, Uhländ, Kerner u. a., die auf die Weibertreu und ihre Holscharfen Bezug nehmen, die größten Namen Schwabens, Schiller, Hegel und Schelling mit der Jahreszahl ihres Besuchs auf der Weibertreu. Dort auf jener Bank von Stein hat nach der Inschrift ein seltenes Brautpaar gegessen: David Strauß und Agnes Schebest; gegenüber der alte Polengeneral Rybinski, der entthronte Schwedenkönig „Oberst Gustafson“ und wohl hundert Andere mehr.

Hier in diesem Turm, in dessen Verließ im Mittelalter die Gefangenen schmachteten, hat Justinus Kerner einst den schönen, sein eigenstes Wesen kennzeichnenden Vers gedichtet:

Poesie ist tiefes Schmerzen,
 Und es kommt das echte Lied
 Einzig aus dem Menschenherzen,
 Das ein tiefes Leid durchzieht.

Ein tief gelegenes, lauschiges Plätzchen mit einer steinernen Ruhebänk, über welcher von dem letzten Vertreter der schwäbischen Dichterschule, von Karl Mayer, die Inschrift zu lesen ist:

„Ich und das Abendsonnenlicht sind still hier eingekehrt!“

ladet zu sinnendem Ausruhen ein.

Indessen sind die Gäste, die heute zu Ehren Kerners hier weilen, keineswegs „still“ eingekehrt. Die Musik, nach deren Takt sich die Festungfrauen auf dem Rasen bewegen, reißt uns heraus aus den Gedanken, welche die Zeichen und Zeugen einer großen Vergangenheit in uns wachrufen. Es drängt uns, noch einmal hinaufzusteigen nach der alten Stadt, um, ehe die Sonne sich senkt, einen stillen Besuch an dem Grabe des Dichters zu machen. Jenwärts der Bahulinie, ziemlich entfernt von dem Städtchen, liegt der Friedhof Weinsbergs und in dessen Mitte das Grab des Kerner'schen Ehepaars, nur mit einem einfachen Granit geschmückt, auf dem wir die von Kerner selbst für sich und sein „Mikete“ gewählte Inschrift lesen:

„Friederike Kerner und ihr Justinus.“

Die Welt ist heute nicht mehr dieselbe, in der die beiden gelebt und geliebt haben. Das Sichversenken in subjektive Gefühle und Empfindungen, das Sichabschließen von Welt und Leben ist dem modernen Dichter nicht mehr erlaubt. An die Poesie wird jetzt die Anforderung gestellt, daß sie, dem Epheu gleich, sich an dem frisch grünenden Stamme der Wirklichkeit emporranke. Trotzdem aber leben die Lieder Kerners noch heute im deutschen Volke — sind sie doch der Natur abgelauchte, mit frischer Unmittelbarkeit wiedergegebene ergreifende Klänge. Mögen andere über diese Romantif den Stab brechen. Wir haben trotz allem von dem Feste den Eindruck mit nach Hause gebracht:

„Der tote Kerner singt noch immer.“



Nachdruck verboten.

Erinnerungen aus dem Bühnenleben.

Von der Bühne geschieden, welcher ich durch 40 Jahre zwar nicht als darstellender Künstler, aber doch als in ihrer Leitung Beschäftigter angehörte, blättere ich in einsamen Stunden oft noch in den Papieren, welche Andenken an jene bewegte Zeit bergen. Da fällt mir heute ein Bündel in die Hand, das auf seinem Umschlag den Namen Bogumil Dawison trägt. Bogumil Dawison! Die heutige Generation der Theaterbesucher hat ihn kaum mehr gesehen, erinnert sich vielleicht nicht einmal des Namens mehr, und doch war er einer jener Künstler, die durch sich selbst, durch unerhörter Fleiß, glühende Begeisterung, nach hartem Kampf ihre Größe schufen, und wir Alten, die ihn kannten, sagen darum von ihm, Hamlets wehmütvolle Erinnerungen an seinen Vater variierend: „Er war ein Künstler, nehmt alles nur in allem, wir werden seinesgleichen nimmer sehen!“ Die Papiere, die seinen Namen tragen, enthalten unter anderem sein Bild, das mir der große Künstler einst mit freundlicher Widmung übergab, nachdem mein Beruf mich durch zwei Monate in täglichem Umgang an ihn gefesselt hatte. Der Blick auf diese eigentümlichen Züge, diese mächtige Stirn, das stehende Auge, den festgeschlossenen Mund ruft lebhaft jene Zeit in meine Erinnerung zurück.

Im Frühjahr 1865 kaufte der Direktor des Königsberger Stadttheaters, Geheimer Kommissionsrat Woltersdorf, von dem Erbauer und Direktor das nach ihm genannte Meusel-Theater in der Chausseestraße in Berlin. Mit den Berliner Verhältnissen wenig vertraut, wählte mich Woltersdorf zu seinem Stellvertreter in der Leitung dieses Theaters, das er ehrlich bemüht war aus seiner Verumpfung zu erheben. Das Haus selbst, ein Holzbau, ließ sich nicht anders umgestalten, als durch einen Neubau, und dazu mangelte die Zeit. Woltersdorf griff tief in den sonst recht festverschlossen gehaltenen Geldbeutel, um ein Ensemble guter Kunstkräfte zu erwerben, opferte verhältnismäßig viel für anständigere Ausstattung der Scene, trat mutig als Misstreiter in den Kampf der Direktoren um die Dichtungen beliebter Bühnenschriftsteller und erreichte durch diese Anstrengungen auch wirklich in verhältnismäßig kurzer Zeit so viel, daß das bessere Publikum sein Theater, das nun Woltersdorf-Theater sich nannte, wieder in Betracht zog, daß selbst höchste Herrschaften es nicht verschmähten, das Woltersdorf-Theater mit ihrem Besuch auszuzeichnen.

So waren in fleißiger Arbeit das Frühjahr wie der Sommer ziemlich erfolgreich für unser Theater vorübergegangen; wir hatten in der Meinung des Publikums gewonnen, jetzt galt es, die beste Theatersaison, die des Winters, ganz besonders anziehend zu gestalten, um unser Theater mit den andern Berliner Theatern konkurrenzfähig zu machen. Viel wurde da im Direktionszimmer debattiert über das beste Mittel zur Erreichung dieses Ziels. Das Personal hatte an Reiz verloren, war nicht mehr neu, neue Bühnenstücke standen nicht in Aussicht, das Berliner Publikum will aber immer nur Neues sehen, wie war unter solchen Umständen das erlahmende Interesse für unser Theater wieder zu beleben? Man riet hin und her und kam doch nicht zu einem Entschluß. Ich hatte während dieser Debatten eine Zeitung in die Hand genommen und darin gelesen, daß Bogumil Dawison von einer Gastreise nach Dresden zurückgekehrt war. Unwillkürlich drängte sich mir der Gedanke auf, daß ein Gast von solcher Bedeutung unserm Theater ein ganz besonderes Relief geben, die beginnende Saison besonders glänzend gestalten würde. Zwar verstieß ein solches Arrangement gegen die alte Praxis, daß ein Gast nur am Schluß einer Saison, wenn jeder andere Reiz erschöpft sei, zur Verwendung kommen dürfe, aber wir befanden uns in einer Situation, die außergewöhnliche Mittel zu ihrer Überwindung gebieterisch forderte, ich riet daher zu dem Versuch, Bogumil Dawison für ein Gastspiel in unserm Theater zu gewinnen. Mein würdiger Chef nebst Gattin, auch die Regisseure erschrauten über die Kühnheit dieses Gedankens, das Direktionspaar wegen der großen Kosten, die das Gastspiel verursachen mußte, die Regisseure, weil sie nicht glauben konnten, daß ein Dawison unser recht unscheinbares Haus als Gast betreten würde.

Schließlich einigte man sich dahin, den Versuch zu wagen. Es war eine schwierige Aufgabe, den Künstler, der von der Existenz unseres Theaters gar keine Ahnung hatte, zu gewinnen. Seine Verstimmlung gegen die Berliner Hofbühne, die von Einküpfeln hinter den Kulissen bestimmt, ihm ein ernstes Gastspiel nicht gewährt hatte, klug benützend wurde sein Künstler-ehrgreiz rege gemacht, indem man ihm vorschlug, dem Berliner Publikum zu beweisen, daß er auch auf einer zweiten Bühne und in einer weniger vornehmen Umgebung seine hohe Künstlerkraft bewähren könne. Er wurde verführt und willigte in ein zweimonatliches Gastspiel auf der Bühne des Woltersdorf-

Theaters in Verbindung mit einem darauffolgenden einmonatlichen auf der Bühne des Königsberger Stadttheaters, der zweiten Unternehmung Woltersdorfs, für ein zu damaliger Zeit ganz unerhörtes Honorar von 10 000 Thalern. Woltersdorf mußte seinem Herzen einen gewaltigen Stoß geben, um dieses Honorar zu bewilligen, er that's aber doch und hat das Wagnis nicht zu bereuen gehabt.

Dawison kannte das Theater, wie erwähnt, gar nicht; wir mußten fürchten, daß, wenn er das recht unscheinbare Auditorium mit seinem Mangel an Logen sehen würde, er infolge seines bekannnten reizbaren Temperaments sofort „Rehr“ machen würde, es galt daher, es ihm durch Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit unmöglich zu machen, unliebenswürdig zu werden. Ich empfing in großem Gesellschaftsanzuge den Künstler auf dem Bahnhofe, geleitete ihn nach dem Hotel und dann zu Woltersdorf, bei dem er von dessen sehr mitdringender Gattin und beiden Regisseuren feierlich empfangen wurde. Da alle Würdenträger versammelt waren, wurde sofort in die Beratung über das erste Auftreten des Gastes eingetreten und einstimmig das französische Effekstück „Der Lumpensammler von Paris“, in welchem Dawison den Vater Jean spielte, gewählt. Bei dieser ersten Konferenz schon schien es Dawison peinlich, daß die weibliche Direktion mitsprach; er sagte zwar nichts, aber es zog sich jedesmal beim

Am nächsten Morgen fand die erste Probe statt. Zur Minute pünktlich, wie immer, war Dawison erschienen, ich führte ihn auf die Bühne, stellte ihm das Personal vor und ging dann nach meinem Bureau, um die Tagesgeschäfte zu erledigen. Kaum eine Stunde mochte ich mich dort aufgehalten haben, als ich auch schon wieder nach der Bühne gerufen wurde. Dawison hatte erklärt, mit diesem Personal nicht spielen zu wollen, und hatte die Probe unterbrochen. Als ich die Bühne betrete, sehe ich ihn wild und zornig auf- und abgehen, die Mitglieder teils bestürzt, teils unmutig ihn mit den Augen verfolgen. Als er mich erblickte, stürzte er auf mich zu, die Worte „Das geht so nicht, ich blamiere mich!“ zwischen den Zähnen herausziehend.

„Bitte, Herr Dawison, wir wollen nach Ihrer Garderobe gehen und dort in Ruhe sprechen, die Damen und Herren werden uns für ein paar Augenblicke entschuldigen.“ Mit diesen Worten nahm ich seinen Arm und führte ihn nach dem Garderobezimmer, das feinetwegen bereits mit Teppichen, Fauteuils, großen Spiegeln und Blumen sehr hübsch ausgeschmückt war. Der Anblick dieser Herrlichkeiten schien ihn zu überraschen und angenehm zu berühren.

Meine Frage „Nun, Herr Dawison, was haben Sie?“ zauberte sofort wieder seine Erregung hervor.

„Mit solchen Schauspielern kann ich nicht spielen, man hat mir gute Darsteller zur Unterstützung versprochen, das aber sind Bardenkünstler!“ polterte er heraus.

„Haben sie ihre Rollen nicht gelernt? Sind sie nicht willig und akkommodieren sie sich nicht Ihrem Spiel, Ihren Anordnungen?“ fragte ich.

„Das wohl, aber —“

„Können Sie mehr verlangen? Die Direktion hat nach besten Kräften für die Vertretung aller Fächer gesorgt. Darsteller Ihres Ranges kann die Direktion nicht engagieren, einmal giebt es solche nicht, und dann könnte sie diese nicht auch noch bezahlen neben dem großen Honorar, das sie Ihnen garantiert.“

„Gleichviel, ich spiele nicht!“

„Sie werden doch spielen! Die Ankündigungen sind bereits in den Zeitungen erschienen, das Publikum erwartet Sie mit Sehnsucht. Wenn Sie nun abreißen, was würde man über eine solche Flucht denken?“

„Ich werde öffentlich erklären, warum ich nicht spielte.“

„Und wir werden darauf antworten.“ „Übrigens geben Sie Ihren Gegnern, deren Sie seit Ihrem Gastspiel auf der Hofbühne in kollegialen Kreisen manche haben, wenn Sie abreißen, nur Gelegenheit zum Spott. Sie müssen in ihrem eignen Interesse bei uns gastieren und, damit das möglich wird, jetzt weiter probieren.“

„Nun meinethwegen,“ rief er unwillig, „aber ich stehe nicht für den Erfolg der Vorstellung.“

„Ich stehe für den Jubel, mit welchem man Ihre Darstellung begleiten wird.“ Mit diesen Worten führte ich ihn nach der Bühne zurück, wo er dann mit der penibelsten Sorgfalt jedes Wort, jede Stellung, jede Scene unermüdlich doppelt und dreifach probierte, bis alles klappte und nach seinen Intentionen ineinandergriff. Er selbst spielte auf der Probe seine so oft schon gepielte Rolle genau so wie am Abend, gleiche Hingabe für die Sache von den Mitdarstellern verlangend.

Seine Art, ein Bühnenstück zu probieren, war Unterricht, Belehrung, Anweisung für die Umgebung, sie war rauh, tyrannisch, nicht liebenswürdig in der Form, aber sie verfehlte niemals ihr Ziel, ein gutes Zusammenspiel.

Der oben geschilderte Sturm wiederholte sich in verschiedenen Variationen noch oft im Laufe des zweimonatlichen Gastspiels und machte mir das Leben recht sauer, da ich der einzige übrig blieb, der ihn zu bestehen und abzuschlagen hatte. In erhöhtem Maße spielten diese peinlichen Szenen bei den Konferenzen mit dem Chef und seiner Gattin, den Regisseuren und mir in der Wohnung des Chefs, und veranlaßten letzteren, sehr bald nach Königsberg sich zu flüchten. Die mit großer Fähigkeit ausgestattete Directrice versuchte länger Stand zu halten, wurde aber dennoch, für uns überraschend schnell, von Dawison ihrem gesüchteten Gatten nachgeschickt, Dawison duldet eben keine weibliche Herrschaft. So blieb ich allein bei dem Künstler. Es war eine aufregende und erschöpfende Arbeit, Dawison vor sich selbst und seinen Berliner Freunden, die fortwährend in ihn drangen, das Gastspiel abzubrechen, zu schützen, ihn willig zu erhalten, sie erforderte stete Aufmerksamkeit auf ihn und seine Stimmung und größte Selbstbeherrschung.

Am ersten Abend also führte ich Dawison und seine Gattin, die ihn stets dahin begleitete, in die Garderobe und blieb seine Wünsche erwartend und für seine Bequemlichkeit sorgend bei ihm. Der Garderobier nahm ihm den Überzieher ab und setzte ihm den Fauteuil vor der Toilette zurecht. Dawison ließ sich nieder und begann, während der Friseur ihm die Perrücke aufsetzte, seinem Gesicht mit Schminke und Pinsel die nötigen Farben und Lichter zu geben. Mittlerweile hatte seine Gattin den Koffer geöffnet, dem Garderobier den Anzug für den ersten Akt herausgegeben, die übrige Garderobe auf den Kleiderrechen aufgehängt. Dicht neben Dawison sitzend, plauderte ich ganz gemüthlich mit ihm, er erzählte aus früheren



Ein Sang ohne Worte.

Nach dem Gemälde von C. Burton Barber.

Don ihrer Stimme die Falte zwischen den Augenbrauen krauer zusammen. Nach beendeter Konferenz wünschte er das Innere des Theaters zu sehen. Woltersdorf, kein besonderer Freund von Stürmen, die er kommen sah, blieb unter einem Vorwande zurück, die Regisseure hatten mit der Rollenverteilung des genannten Stückes zu thun, ich mußte also sein Führer werden. Ich kann nicht leugnen, daß mir vor diesem Gange bangte, meine Beforgnis wurde auch bei unserm Eintritt ins Theater sofort gerechtfertigt.

„In dieser elenden Holzstube soll ich spielen?“ rief er, während sein Auge den Raum durchslog.

„Sie haben sich dazu verpflichtet, Herr Dawison, und ein wahrer Künstler hält sein Wort.“

„Aber ich bin doch kein Budenkomödiant?“

„Das wird niemand behaupten, Sie bleiben der große Künstler, in welcher Umgebung sie auch auftreten, und das Publikum, das sich morgen hier versammeln wird, fremd sonst in diesem Theater, zeigt Ihnen durch seine Anwesenheit, daß es nur Jhretwegen kam. Der schmucklose und bescheidene Raum kann Sie daher wohl nicht genieren.“

„Sie haben vielleicht recht!“ erwiderte er ziemlich jänsftigt.

„Ich habe recht, Herr Dawison!“

Das war der erste Sturm, es sollten noch andere folgen.

Tagen, scherzte mit Friseur und Garderobier, kurz, am Himmel seiner Laune drohte kein Wölkchen, die Atmosphäre schien frei von Elektrizität. Er hatte, wie sein wohlgefällig prüfender Blick in den Spiegel zeigte, zu seiner Zufriedenheit die Charakterisierung seiner Züge beendet und streckte nun die Hand nach einer Weste aus, welche ihm der aufmerksame Garderobier eilig hinhielt; kaum aber war sein Blick auf das Kleidungsstück gefallen, so schnellte er auch schon aus seinem Sitz empor und schrie: „Herr, was reichen Sie mir für einen Fegen, das ist nicht meine Weste, wie können Sie sich unterstehen, mein Kostüm ändern zu wollen, wer hat Sie dazu angestiftet?“

„Aber Bogumil, der Herr ist schuldlos, ich habe mich beim Einpacken deiner Garderobe heute vergriffen, ich trage die Schuld,“ sagte nun sanft und in begütigendem Tone seine Gattin.

„Weiß du? du? du?“ Dieses Du steigerte sich drohend mit jeder Wiederholung wie zu einem Angriff auf die Dame. Ich wies Garderobier und Friseur zur Thüre hinaus und wollte ihnen eben folgen, um nicht Zeuge dieses peinlichen Auftritts sein zu müssen, wurde aber von Dawson mit eisernen Griffen an meinen Platz gefesselt, während er mir zurief: „Bleiben Sie! Bleiben Sie! Sehen Sie da meine Frau, sie weiß, daß jedes fremde Kleidungsstück an mir mich irritiert, mein Spiel unsicher macht, daß ich mit Vorbedacht die Farben wähle und hat doch so wenig Aufmerksamkeit, um mir ein anderes Kleidungsstück zu geben, aber so ist das Weib, mir zur Qual an mich gebunden, sie will meinen Ruin, sie will, daß ich Ruf und Ehre verliere, daß ich verhöhnt werde, sie will mich ins Grab bringen.“ In dieser Weise tobte der Unglückliche wohl zehn Minuten die arme Frau schmähend und beleidigend fort, die schweigend und erst mit den Augen nur die Bewegungen des Gatten verfolgte, als berührten sie die Beleidigungen gar nicht, mit denen sie überschüttet wurde, nun aber sich schnell erhob, als er erschöpft von dieser Raserei in den Sessel sank, und zu ihm herantretend mit ihrem Taschentuch die heiße Stirn ihm trocknete. Der Auftritt berührte mich unjählich peinlich, um der edlen Frau willen, wegen des Künstlers, der sich so weit verlieren konnte, dessen Nerben und Hirn solchen wahnwitzigen Zornausbrüchen voraussichtlich nicht lange Stand halten konnten und auch nicht lange mehr Stand hielten. Solche haarsträubende Szenen wiederholten sich noch oft während des Gastspiels. Die geringe Ursache, oft nur aus seiner Einbildung entstanden, konnte ihn bis zur Raserei erregen, leider auch gegen seine Gattin. In meiner Erinnerung lebt diese edle Frau als ein Muster einer Gattin, als Gegenstand meiner bewundernden Verehrung. Sie sorgte stets mit hingebender Liebe für Dawson, ertrug mit nie zu ermüdender Geduld und Sanftmut seine entsetzlichen Launen, erduldet schweigend übermenschliche Prüfungen, an diesem Felsen von treuer Liebe brandeten vergeblich die hochschäumenden Wogen seiner Raserei. Er kannte wohl ihren Wert, konnte ohne sie nicht leben, vielleicht nicht einmal der große Künstler sein, und doch, doch quälte er sie oft so unmenlich.

Ich kehre zu der oben geschilderten Scene in der Garderobe zurück.

Dawson war also erschöpft von seinem Wutausbruch in den Sessel gesunken und starrte regungslos vor sich hin. Die Zeit bis zum Beginn der Vorstellung war verstrichen, der Inspektor gab mit der Klingel das bekannte erste Zeichen zum Anfang, der Regisseur rief in die Garderobe hinein, daß die Musik im Orchester bereits begonnen habe, Dawson aber rührte sich nicht. Es war kein Augenblick zu verlieren, ich trat also zu ihm, und reichte ihm ohne ein Wort dabei zu verlieren, die Unglücksweste, er wollte sie zurückweisen, ich erklärte ihm aber ernst und fest, daß er sich nun ankleiden müsse, nicht nur aus Rücksicht auf die Direktion, deren Vertreter ich sei, sondern vornehmlich aus Respekt vor dem versammelten Publikum, das anfing, auch für ihn sehr hörbare Zeichen von Ungebuld über die Verzögerung des Anfangs zu geben. Ohne ein Wort zu erwidern, ließ er sich nun vollends ankleiden und von dem Regisseur nach der Bühne führen. Allein geblieben mit der lebenswichtigen Gattin Dawsons, bat ich sie um Entschuldigung wegen meiner unfreiwilligen Anwesenheit bei jener peinlichen Scene und wollte mich entfernen, denn ich brachte frische Luft, den Anblick ruhiger Menschen; sie bat mich jedoch zu bleiben und Dawsons Rückkehr nach dem Abschluß abzuwarten. Wir hörten nun, wie der Künstler bei seinem Auftreten vom Publikum, welches das Haus in allen Räumen füllte, stürmisch begrüßt, wie jede Scene seines Spiels applaudiert, wie er am Schluß des Aktes mehreremale jubelnd herbeigerufen wurde. Lebhaft, mit erhobenem Haupt, strahlende Freude auf seinen Zügen, ein neuer Mensch stürmte Dawson in die Garderobe und, sofort auf seine Gattin zueilend, warf er sich ihr zu Füßen, sie glühend umarmend und seinen guten Engel nennend, sich selbst aber ein rasendes Tier, das solchen Engel gar nicht verdiene.

Schweigend entfernte ich mich, ich hatte übergenuß an diesen traurigen, sinnverwirrenden Szenen, die sich noch oft im Lauf des zweimonatlichen Gastspiels wiederholen sollten, aber mich nicht mehr so überraschten wie am ersten Abend, mir leider aber die traurige Gewißheit nahe legten, daß der große Künstler der Kunst nicht lange mehr erhalten bleiben würde. Ich erwähne noch, daß das Gastspiel des Künstlers den glänzendsten Verlauf nahm, trotz der Hindernisse, welche ihm unser Repertoire, das die klassischen Dramen wegen Mangels der Scenerie anschlöß, bereitete; daß es zauberische Anziehung übte und neben den anderen Ausgaben in seinem Ertrage das ganze Honorar für Dawson eintrug.

Das sind die Erinnerungen an Bogumil Dawson aus meinen Papieren. Ich sah ihn nach zwei Jahren erst wieder, sein Geist war unmadet, er erkaunte mich nicht mehr. Nach dem so glänzenden Gastspiel in Amerika begann der Verfall der Geisteskräfte des im besten Mannesalter stehenden Künstlers, und wenige Monate später schloß sich bereits der grüne Rasen über einen der größten deutschen Künstler.

Auch das Direktionspaar Woltersdorf ist heimgegangen, wie es schon die beiden Regisseure aus jener Zeit sind, wie mehrere Zeugen der damaligen Zeit. Der Tod hat eine reiche Ernte gehalten unter meinen Bekannten und Freunden. Das Woltersdorf-Theater hieß später Wilhelms-Theater und heißt heute, von dem neuen Besitzer sehr hübsch ausgebaut, „Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches-Theater“ und kultiviert allein die „Operette“.

f. S.

Nachdruck verboten.

Die literarische Bewegung in Italien.

Wie die gesamte italienische Litteratur hat auch die dramatische Dichtung jenseits der Alpen in den letzten Jahren einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Mag immerhin die tragische Muse bei dieser Fortentwicklung der italienischen Schaubühne weniger zur Geltung gelangen, seitdem Pietro Costa, der Dichter der Dramen „Nerone“, „Messalina“, „Cleopatra“ u. a. vor einigen Jahren durch einen jähen Tod hinweggerafft worden ist, so legen doch die vielfach an die Eigenart des jüngeren Dumas gemahnenden Sittensatirien Paolo Ferraris, die hier und da von einem romantischen Hauche durchwehten Theaterdichtungen Giuseppe Giacosas vollgiltiges Zeugnis für die auch auf diesem Gebiete herrschende Bewegung ab. Giuseppe Giacosa „Teatro in versi“ weist bereits eine stattliche Anzahl von Bühnenerzeugnissen auf, unter denen „Una partita a scacchi“ („Eine Partie Schach“) und „Il trionfo d'amore“ („Der Liebe Sieg“) in wenigen Jahren in neun Auflagen erschienen sind. Mit besonderer Vorliebe wählt der Verfasser das Thal von Aosta zum Schauplatz der von ihm dargestellten Begebenheiten; auch weiß er mit dem Zauberstabe der Poesie die Schlösser und Burgen jener Gegend mit neuem Leben zu erfüllen, sodaß selbst in unserer allen romantischen Grillen und Anwandlungen abholden Zeit Ritter und Ritterfräulein Form und Farbe gewinnen.

Giuseppe Giacosa hat sich nun unlängst mit großem Erfolge auf einem neuen Gebiete versucht, indem er in der „Novelle e paesi Valdostani“ (Torino, 1886. Casanova) eine außerordentliche Begabung für die erzählende Dichtung bekundet. Nur wenigen italienischen Dichtern ist es gelungen, die schrankenlose Erhabenheit der Alpenwelt, sowie andererseits die Schrecken der Schnee- und Eisregion mit ähnlicher Anschaulichkeit zu schildern. Giuseppe Giacosa benutzt aber die Natur nicht bloß als landschaftlichen Hintergrund; vielmehr bedingen die Figuren, welche er so lebenswahr und plastisch vorführt, sowie die Höhen und Täler, zu denen er uns als kundiger Führer geleitet, einander wechselseitig. Wie ergreifend ist die Erzählung: „Ein Priester aus dem Thale von Aosta“ („Un poete Valdostano“), in welcher wir einen Einblick in das Familienleben jener hart ringenden Bevölkerung erhalten! Wie beneidenswert erscheint zunächst das Los des Grubenarbeiters Vincenzo Bionaz und seiner Frau Anna den übrigen Dorfbewohnern, da jene in ihrem an einem unscheinbaren Bergwasser gelegenen Häuschen um so glücklicher und zufriedener leben, als sie zwei Kinder besitzen, die vom Kretinismus, dem in der Gegend viel verbreiteten Uebel, völlig frei geblieben sind! In inniger Liebe und Herzengemeinschaft leben Mann und Frau zusammen, bis ihnen beide Kinder durch den Tod entzogen werden und ihnen dann nach einiger Zeit ein Kretin geboren wird. Vincenzo und Anna werden einander immer mehr entfremdet, ja, es kommt zwischen den beiden zu den heftigsten häuslichen Szenen, sodaß der Geistliche des Ortes sich gezwungen sieht, eine Art Versöhnung herzustellen und sich des armen Kretins anzunehmen, der nunmehr auch eine gewisse Pflege und, soweit das möglich ist, geistige Ausbildung genießt. Da greift ein Naturereignis in das Schicksal der ohnehin schwer geprägten Familie ein, nach einem starken Gebirgsregen schwillt das unscheinbare Wasser, an welchem das einjame Haus gelegen ist, zum wilden, alles mit sich fortreisenden Bergstrom an. Vincenzo und Anna Bionaz flüchten auf das Dach, woselbst sie die tröstenden Zurufe der aus ihren mehr geschützten Häusern herbeieilenden Nachbarn vernehmen. Während die Not am größten ist — die Nacht erhöht noch den Schrecken der Scene — dämmert in dem Pfarrer, der ebenfalls Hilfe leisten möchte, eine fürchterliche Ahnung, und diese befestigt sich auch bald: die beiden haben ihren Sohn, den Kretin, hilflos zurückgelassen. Dieser aber ist in seiner instinktiven Todesangst nach dem nahe gelegenen Heuboden geflüchtet, dessen Inhalt, während das Wasser immer höher steigt, durch einen Zufall von den Flammen ergriffen wird, sodaß das Leben des Unglücklichen vor den Augen der Eltern und der ratlosen Dorfbewohner durch zwei Elemente zugleich bedroht wird. Der sich in kurzer Zeit abspielende Vorgang wird vom Dichter mit dramatischer Kraft geschildert; fast könnte man glauben, Augenzeuge der schrecklichen Scene zu sein, deren traurige Einzelheiten noch lange in unserer Erinnerung haften.

Weinake sämtliche Novellen und landschaftlichen Schilderungen des vorliegenden Buches atmen denselben Hauch der Schwermut. Zugleich lernen wir eine ganze Reihe von Typen kennen: Fremdenführer, Schmuggler, Jäger, die jedoch niemals zur bloßen Staffage dienen, sondern unser ganzes Interesse fesseln.

In die Skizze: „Il re Vittorio Emanuele in Valle d'Aosta“ verwebt der Verfasser pietätvolle Erinnerungen an Italiens verstorbenen König, der in jenen Jagdrevieren oftmals verweilte. Wie die schwer im Kampfe ums Dasein ringende Bevölkerung des Thales von Aosta wird uns auch König Victor Emanuel in der Darstellung Giuseppe Giacosas menschlich nahe gerückt, und es bleibt nur zu wünschen übrig, daß der Dichter bei seiner großen Begabung, scharf zu beobachten und anschaulich zu schildern, in einem größeren zusammenfassenden Werke den Wettkampf mit den hervorragenden italienischen Romanichristen aufnehmen möge.

Wie die Erzählungen Giacosas dadurch noch eine besondere Bedeutung erhalten, daß sie die sozialen Verhältnisse ohne jede Schönfärberei in realistischer Weise darstellen, erwähnt auch Matilde Serao, die als Romanichristin in Italien eines hohen Ansehens genießt, in ihrem jüngsten Werke: „Il romanzo della fanciulla“ (Milano, 1886. Treves) ein bedeutendes Kapitel der sozialen Frage: die Stellung der jungen Mädchen in der modernen Gesellschaft. „Niemand,“ heißt es in der bemerkenswerten Vorrede, „lernt täglich mehr als das junge Mädchen die Schmerzen und die Niederlagen des Kampfes um das Dasein kennen. Stets muß es auf der Hut sein, darf keinen unvorsichtigen Schritt thun, während es seine Seele nicht so leicht offenbart, und die Geheimnisse seines Geistes undurchdringlich bleiben. Andererseits erkennt niemand mehr Scharfblick als das junge Mädchen das Leben in einem bald komischen, bald schmerzlichen Kontraste; jene niedergeschlagenen oder zerstreut blickenden Augen besitzen eine unübertreffliche Beobachtungsgabe, jenen blonden Köpfchen, welche

an nichts Derartiges denken sollten, ist ein außerordentliches Ahnungsvermögen sowie eine fabelhafte Gedächtniskraft eigenständig, jene träumerischen Engel müssen, weil ihre Verteidigung es erheischt, unerbittliche Sammlerinnen „menschlicher Dokumente“ sein. Heiß ist der Kampf im Leben der Frauen, das trostlose Wort Hiobs ist jedoch für das junge Mädchen gemacht. Auch ich habe diesen dramatischen Teil des Lebens durchgekämpft, ja, das wechselnde Schicksal ließ mich mehrere Jahre hindurch gewissermaßen in einem wunderbaren Polyorama junge Mädchen jeder Gesellschaftsklasse, jeder Anlage, jeder Rasse kennen lernen. Jenes merkwürdige menschliche Herbarium, in welchem die zarten aristokratischen Gräser sich mit den starken bürgerlichen Nelken vermischen, in welchem die kränklichen Pflanzen von den blühenden unterdrückt werden, — ich habe es lebendig vor mir gesehen, wie die einzelnen Exemplare wuchsen, sich verästelten und überall hindrangten. Alle jene jungen Mädchen sind an meinen Augen vorübergezogen, sie entfernten sich, verschwanden, wurden glücklich oder starben, einige fanden dieses Glück im Tode selbst — aber ihr Bild blieb lebendig in meiner Erinnerung.“

In den einzelnen Skizzen schilbert dann Matilde Serao eine Fülle von Mädchengestalten, zumeist junge Neapolitanerinnen, welche die Verfasserin aus eigener Anschauung aufs genaueste kennt. Stets bekundet sie das innigste Interesse für ihre „Schwestern“, gleichviel ob dieselben, wie im ersten Abschnitte: „Telegraf dello Stato“, als schlichte Telegraphistinnen ihren Unterhalt schwer erkämpfen müssen, oder zur besseren Gesellschaft Neapels gehören wie Eva Muscettola in der Skizze: „Per monaca“. In der letzteren Erzählung findet Matilde Serao auch Gelegenheit, uns einen Einblick in das italienische Klosterleben zu gewähren, welches in unseren Tagen noch manche holde Mädchenblume dahinwelken läßt. Wie wertvolle „menschliche Dokumente“ im Sinne der naturalistischen Schule aber auch das jüngste Werk der italienischen Schriftstellerin enthalten mag, so bleibt doch zu bedauern, daß dieselbe, anstatt einzelne ihrer interessanten Charaktere in den Mittelpunkt einer bestimmten Handlung zu rücken, durch welche wir angeregt und ergriffen worden, zahllose Figuren oftmals ohne jeden weiteren Zusammenhang vorüberziehen und sogleich wieder verschwinden läßt, ohne daß wir auf nur für dieselben ein tieferes Interesse zu fassen vermöchten. Andererseits verdient das Bestreben Matilde Seraos, die Frauenfrage, welche immer dringender wird, wenn auch nicht zum Austrage zu bringen, doch ihrer Lösung näher zu führen, volle Anerkennung.

Ein früherer Roman der Verfasserin „Fantasia“, der in Italien großes Aufsehen erregte, liegt in einer deutschen Übersetzung vor. Ebenso wie Matilde Serao gehört auch P. Rovetto der modernen realistischen Richtung an. „Unter dem Wasser“ lautet der Titel der in der Universal-Bibliothek (Reclam) von Bruno N. Arnous in deutscher Übertragung herausgegebenen Erzählung, in welcher venezianisches Leben in eigenartiger Weise geschildert wird. Bisweilen werden wir durch diese Schilderungen an Ippolito Nievo vor einiger Zeit neu veröffentlichte „Poesie“ (Firenze, Le Monnier) erinnert, deren „Vozzetti Veneziani“ allerdings einen stark ausgeprägten satirischen Zug tragen. „Aber ach, der Doge fehlt!“ klagt der in jungen Jahren bei einem Schiffbruch seinem Vaterlande entrissene Dichter, nachdem er in den „La Regata“ betitelten Versen darauf hingewiesen hat, wie das Meer, das symbolisch als die Braut des Dogen dargestellt wurde, sich noch immer glätte und schön mache, als ob es wie ehemals den Ring erwarte:

„Ancora il fluido sposo
Si liscia e vi fa bello,
Quasi arpetti l'anello . . .
Il Doge sol non v'è!“

Ippolito Nievo verdient auch als Prosaschriftsteller in Deutschland empfohlen zu werden, zumal da die „Confessioni di un ottuagenario“, „Memoiren eines Achtzigjährigen“, ebenfalls in einer Übersetzung vorliegen, während die Erzählung: „Ein Engelsherz“ in Paul Heyjes Sammlung „Italienische Novellen“ erschienen ist.

Nachdruck verboten.

Etwas über Farben.

Von Dr. Otto N. Witt.

Welche Hausfrau hat nicht, wenn sie gefärbte Strick- oder Stückerne kaufte, an den Verkäufer die beiden Gewissensfragen gerichtet: Ist die Farbe echt? und ist sie giftig?

Die Antwort, welche sie erhält, lautet sehr häufig: „Unjere Garne sind mit natürlichen Farbstoffen gefärbt, Anilinfarben sind ganz ausgeschlossen, folglich können die Farben der Garne weder unecht noch giftig sein.“

So beruhigend nun auch diese Antwort klingen mag, so unzuverlässig erweist sie sich bei genauerer Betrachtung.

Die Anilinfarben — unter dieser Bezeichnung pflegt man auch heute noch die Gesamtheit der künstlich aus Steinkohlenteer erzeugten Farben zusammenzufassen, obwohl die große Mehrzahl derselben nicht mehr aus Anilin bereitet wird — sind heute schon so sehr Gemeingut aller Völker der Erde geworden, daß ein Ausschluß derselben aus irgend einem Zweige der Textilindustrie nicht mehr denkbar ist. Unbewußt haben wir uns so sehr in den Reichtum von Farbtönen und Abstufungen, mit dem uns die Chemie überschüttete, hineingelegt, daß uns die Rückkehr zu der gefärbten Armseligkeit, welche uns vor dreißig Jahren umgab, nicht mehr möglich ist. Farbtöne, welche wir früher gar nicht zu denken vermochten und welche nur mittelst künstlicher Farbstoffe erzeugt werden können, sind uns heute ein unabweisbares Bedürfnis; eine Stiderei, in welcher ihre Verwendung ausgeschlossen wäre, würde uns heute unästhetisch und verbläßt erscheinen, noch ehe sie vollendet wäre.

Es geht uns also mit den Anilinfarben, wie es dem Goethe'schen Zaubererlehrling ging — die Geister, die wir riefen, werden wir nicht mehr los. Das wäre nun recht traurig, wenn die Anilinfarben den bösen Ruf der Unrechtheit und Giftigkeit verdienten, in welchen sie unverschuldeter Weise geraten sind.

Die ersten Anilinfarben waren freilich recht unecht; auch enthielten sie mitunter giftige Verunreinigungen, freilich nie in so großer Menge, daß die durch sie erzielten Färbungen auf Garnen und Geweben als giftig bezeichnet werden konnten.

Schon seit etwa zehn Jahren aber haben sich die Verhältnisse vollständig geändert und wer heute noch das bekannte absprechende Urteil über künstliche Farbstoffe fällt, muß es sich gefallen lassen, wenn man seine chemischen Kenntnisse als völlig veraltet und nicht zeitgemäß bezeichnet. Schon die strenge Unterscheidung zwischen natürlichen und künstlichen Farbstoffen kann heute nicht mehr aufrecht erhalten werden. Den rastlosen Forschungen der modernen Chemie ist es gelungen, eine große Anzahl natürlicher Farbstoffe nicht bloß durch ähnliche künstliche zu ersetzen, sondern es ist tatsächlich möglich gewesen, die allerwichtigsten natürlichen Farbstoffe selbst auf künstlichem Wege aus Steinkohlenteer zu bereiten, so zwar, daß irgend welcher Unterschied zwischen dem von der Pflanze erzeugten natürlichen und dem im Laboratorium bereiteten künstlichen Farbstoff nicht mehr existiert. Da aber die Natur ihre Farbstoffe stets in Form von Wurzeln, Rinden, Früchten und dergl. liefert, welche nur geringe Mengen der eigentlich färbenden Bestandteile enthalten, so ist die Anwendung dieser natürlichen Farbstoffe weit weniger sicher und einfach, als die Benutzung der gleichen künstlich hergestellten Produkte, welche von den Fabriken in reinerer und zur Anwendung besonders geeigneter Form geliefert werden.

Ein Beispiel wird dieses noch etwas deutlicher machen. Jedermann kennt das sogenannte Türkischrot auf baumwollenen Garnen und Geweben, eine Farbe, welche an Schönheit und Echtheit nichts zu wünschen übrig läßt. Dieses Rot wurde früher mittelst der Krappwurzel gefärbt, von welcher 100 Kilogramm bloß etwa 1 1/2 bis 2 Kilogramm Farbstoff enthalten. Dieser Farbstoff der Krappwurzel aber setzt sich wieder zusammen aus zwei ganz ähnlichen Farbstoffen, dem Alizarin und dem Purpurin, von welchen nur das erstere lichtecht, das zweite aber sehr unecht ist. Der modernen Chemie ist es nun gelungen, das Alizarin in völlig reinem Zustande aus Steinkohlenteer zu bereiten, und dieses künstliche Alizarin ist es, welches heute ausnahmslos zum Färben von Türkischrot dient. Das moderne Türkischrot ist infolge dessen entschieden echter und schöner geworden, denn es enthält weder das unechte Purpurin, noch die bräunlichen Verunreinigungen der Krappwurzel.

Ganz ähnlich liegt die Sache beim Indigo, dem allerwichtigsten natürlichen Farbstoff; auch diesen vermögen wir jetzt künstlich zu bereiten, wenn freilich auch die heutige Färberei immer noch fast ausschließlich mit dem weit billigeren natürlichen Indigo arbeitet.

Aber außer diesen wichtigen Naturprodukten vermögen wir noch eine ganze Anzahl von Farbstoffen zu bereiten, welche bisher in der Natur nicht aufgefunden worden sind, bezüglich ihrer Schönheit und Echtheit aber den Vergleich mit den allerbesten und besten natürlichen Farbstoffen auszuhalten imstande sind. Wem ist nicht die Mannigfaltigkeit, der üppige Reichtum aufgefallen, den die letzten Jahre in allen Schattierungen des Gelb, vom zartesten Citronengelb bis zum tiefsten Kotorange, vom Strohgelt bis zum fatten Goldbraun gebracht haben! Die Farbstoffe, welche zur Erzeugung dieser Nuancen dienen, zählen nach Hunderten und gehören zur Gruppe der Azofarben, von denen die meisten als echt und dauerhaft bezeichnet werden können.

Die unzähligen Abstufungen des Olivengrün, welche uns heute überall begegnen, sind ebenfalls eine Errungenschaft der Neuzeit. Olivengrün zu färben war früher eine schwierige Aufgabe für den Färber, zu deren Lösung er Dunkelblau mit Gelb zu mischen pflegte. Aber wie ärmlich sind die so erzielten Nuancen im Vergleich zu denen des Cöruleins, welches heute zur Erreichung des gleichen Zweckes dient und den Vorteil einer unverwundlichen Licht- und Seifenechtheit vor dem alten Gemisch voraus hat.

Viele der alten natürlichen Farbstoffe sind heute durch künstliche ersetzt worden, welche nicht nur schöner, sondern auch echter sind, als die natürlichen. So wird z. B. das früher so beliebte Cochenillescharlach auf Wolle heute nur selten mehr erzeugt, denn wir besitzen in den verschiedenen künstlichen Ponceaur Farbstoffe, welche das Cochenillescharlach an Schönheit, Echtheit und Billigkeit bei weitem übertreffen. Aber außer diesen Ponceaur hat uns die Chemie viele andere rote Farbstoffe kennen gelehrt, welche alle Abstufungen vom Rot bis zum tiefsten Pflaumenviolett in gleicher Echtheit und Billigkeit zu färben erlauben. Auch die künstlichen Schwarz, Dunkelblau und Grau sind an Echtheit, Satttheit und Unveränderlichkeit der Färbung den alten natürlichen weit überlegen.

Diese wenigen Beispiele werden zeigen, daß nicht die heutige Chemie zu tabeln ist, wenn die Hausfrauen den Kummer haben, die Farben ihrer Kleider und Stickereien unecht zu finden. Der Schuldige ist der Färber oder sein Auftragsgeber, welcher aus Unwissenheit oder Gewinnucht unechte Farbstoffe verwendete, wo er ebenjogut hätte echte benutzen können.

Übrigens ist Echtheit ein relativer Begriff. Kein Farbstoff hält ewig. Ich bitte meine verehrten Leserinnen, sofern sie in Berlin wohnen, ins alte Museum zu gehen und dort in der Rotunde die Gobelins des Raphael zu betrachten, den größten gewebten Kunstschatz der Welt. Diese Gewebe, im Anfange des 16. Jahrhunderts, nach den besten Rezepten und unter Verwendung der vorzüglichsten echten natürlichen Farbstoffe verfertigt, bieten heute ein trauriges Beispiel irdischer Vergänglichkeit. Was Schwarz und Grün war, ist heute fast graubraun, die hellen Blau sind weiß, die dunkeln hell geworden. Das einst glänzende Cochenillerot ist nur noch als verblichenes fleckiges Rosa erhalten. Wo, so muß man sich unwillkürlich fragen, bleibt da die gerühmte Dauerhaftigkeit der alten Farben? Es geht eben mit den alten Farben wie mit der alten Zeit, von welcher man so gerne rühmend spricht; bei Licht besehen sind die neuen Farben und die neue Zeit besser und niemand würde im Ernst zufriedener sein, wenn er die Vergangenheit wieder heraufbeschwören könnte.

Wie steht es nun aber mit der Giftigkeit der neuen Farben? Hier kann ich nur sagen, daß heutzutage kaum mehr ein Farbstoff im Handel existiert, von dem man nicht in aller Ruhe und ohne irgend welche nachteilige Folgen mehr verzehren könnte, als zur fatten Färbung eines ganzen Pfundes Garn erforderlich ist. Die Giftigkeit der mit Anilinfarben gefärbten Gewebe ist als reine Fabel ins Gebiet der Erfindungen neugierigkeitslüchtiger Reporter zu verweisen. Immer und immer wieder lesen wir die Berichte von den unseligen Opfern der Anilinfarben, welche an Blutvergiftung gestorben sind. Nun bestreite ich gar nicht, daß Leute, welche rote Strümpfe oder

dergleichen getragen haben, an Blutvergiftung erkrankten. Aber viel größer ist die Zahl derer, welche trotz weißer Strümpfe der gleichen Krankheit erlegen sind. Der Grund aber der Krankheit ist nie und nimmermehr in der Farbe der Kleidung zu suchen. Es giebt überhaupt kein chemisches Gift, welches in so geringer Menge, wie dies durch Reibung gefärbter Waren möglich ist, in den Körper gebracht, tödlich oder auch nur gefährlich zu wirken imstande wäre. So können nur organisierte Gifte wirken, Myriaden von Nachkommen erzeugen, welche mit vereinten Kräften den Menschen töten. Diese entsetzlichen Gifte, welche uns überall umgeben und welche wir jetzt erst kennen zu lernen beginnen, sind der wahre Grund jener bisher rätselhaften Erkrankungen, für welche harmlose rote oder braune Strümpfe oder Unterleibchen so gerne zur Verantwortung gezogen werden.

Der Glaube an die verräterische und tödliche Wirkung unwägbarer Mengen harmloser Farbstoffe ist ein Aberglaube, nicht besser als der Glaube an den bösen Blick und an das Blutbesprechen; eine Aberglaube, ausgebreitet in der dumpfen Atmosphäre verdunkelter Krankenzimmer, aber unfähig zu leben im alles durchdringenden Lichte vorurteilsloser wissenschaftlicher Forschung.

Monatsbilder.



Nach neblschweren stillen Tagen
Wie hold die Sonne wieder lacht!
Ins Blau der Luft die Berge ragen,
Die Wiese glänzt wie ein Smaragd.
Geschäftig rauscht der Bach zu Thale,
Umweht von farb'gem Wasjerduft.

Beglänzt vom Morgenjonnenstrahle
Ziehn Silberfäden durch die Luft!

Will gar der Sommer sich erneuen?
Vom Berghang her dringt laute Luft,
Ein jauchzend Jubeln, wie im Maien,
Entringt sich froher Menschen Brust.
Und durch das Rufen, Singen, Lachen,
Das thalwärts lieblich wiederhallt,
Hörst du nun Schuß auf Schuß erklingen,
Als zög das Waidwerk durch den Wald.

O Winzerlust! Was kann dir gleichen!
Besüßelt regt sich Hand und Sinn
Beim Arbeitswerk, dem freudreichen,
Zu schaffen köstlichsten Gewinn.
Glück zu der Frucht erles'ner Reben,
Die hier verströmt ihr edles Blut!
Daß sie uns Kraft und Frohsinn gebe
Und hebe den gesunkenen Mut!

Für den Lesefisch der Hausfrau.

Der Sommer ist dahin; seine lichten Tage voll Sonnenglanz und Blumenduft weichen der rauh hereinbrechenden Herbstluft und ihren kalten Nebeln; an Baum und Strauch, die uns noch eben erwünschten Schatten spendet, bebent, wie fröhlich, die letzten fahlen Blätter. Vor dem entfarbten Landschaftsbilde ziehn wir uns, nicht ohne einen Seufzer mehmittiger Nückerinnerung an froh genossene liebliche Sommerstage, in die heimischen vier Wände zurück. Aber hier finden wir Erjaß für das Verlorene: die wohlliche Umgebung, der wir so lange entfremdet gewesen, das trauliche Familienzimmer, das Wirken und Schaffen in Küche und Keller, das Ausruhen von der Arbeit im blumengeschmückten Fensterwinkel oder vor dem Kamin, auf dessen Kost das erste Feuer flackert — wie übt das alles beschwichtigende Einwirkung auf unser Gemüt aus und wendet unser Leben zu tiefer Innerlichkeit! Wir beginnen uns wieder nach den stillen Gemüthen von Kunst und Wissenschaft zu sehnen, und siehe: Phantasia schwingt seinen Zauberstab über unser stilles Heim; unser Ohr, das so lange

nur den Vogelstimmen und tausend anderen Lauten der blühenden Natur gelauscht, fällt sich mit dichterischem Sang und Klang, vor unserem Auge erheben sich lichte Gestalten der Poetenphantasia und ziehen uns mit holder Gewalt in ihre Zauberkreise hinein. An der Lektüre gemüthvoller, gedankenreicher Dichtung, an den Werken der Wissenschaft wie der Kunst erschließt sich uns ein inneres, höheres Leben!

Mögen einige der lezenswertesten Bücher hier genannt und für stille Stunden sinnigen Frauen und Mädchen zur Lektüre warm empfohlen werden.

Zu den reizvollsten Erscheinungen im Reiche moderner Dichtung zählen ohne Zweifel die Werke von Johannes Trojan. Da ist ein Bändchen Gedichte (Verlag von A. G. Liebestind in Leipzig) so voll tiefster Naturempfindung, so voll ernst-sünniger Betrachtung von Welt und Leben, so voll großer Ausblicke in die Aufgaben und Ziele der Menschheit, daß man beim Lesen der kleinen form schönen und doch so schlichten Lieder sich in eine Sphäre idealer Existenz, in reinere, seelenkräftigende Luft versetzt fühlt und eine Stunde tiefer Ergriffenheit durchlebt. Wo der kleine grüngoldige Band seinen Einzug in ein Haus, in ein Familienzimmer hält, da ziehen ungeheuren gute Geister mit ihm ein und walten fortan im Stübchen zum Segen seiner Bewohner. — Ein köstliches Gegenstück zu diesem Buche bilden deselben Verfassers reizende „Scherzgedichte“ (Verlag von A. G. Liebestind in Leipzig), ein Schatzkästlein herrlichsten Humors und von unwiderstehlicher Wirkung auf Leser und Hörer. Wir haben das Büchlein, aus dem ein Kenner von Joh. Trojans Muse Erlesenes vortrug, einen ganzen Gesellschaftskreis von schwer erregbaren Durchschnittsmenschen in die glänzendste Stimmung verlesen, ja über den ganzen langen Abend einen wahren Zauber ausüben sehen: so groß und unmittelbar war die Wirkung des dichterischen Humors! — Scherz und Ernst, tiefe Empfindung und leicht hinflatternde Schalkheit verbindet das jüngst veröffentlichte Werk Joh. Trojans „Kleine Bilder“ (Verlag von J. C. C. Brun in Minden), eine Sammlung von Prosa-Aufsätzen, die neben wenigem Minderwertigen, in Artikeln wie „Das Abenteuer im Walde“, „Wie ein Buch entsteht“, „Aus dem Storchneest“, „Vor Thau und Tag“, „Wiederseh“, „Verschiedene Übergänge“, „Der erste Tag“ das Beste und Vorzüglichste in dieser Gattung bietet. Man legt das hübsche Büchlein nicht ohne ein Gefühl tiefer Befriedigung und herzlicher Erquickung aus der Hand.

Den Freundinnen kulturgeschichtlicher Dichtung bietet Ferdinand Flug, ein auf dem Gebiete poetischer Gestaltung der vaterländischen Geschichte wohlverdienter Schriftsteller, in seinem Roman „Hodica“ (Verlag von C. Hinrichs in Rostock, 3 Teile) eine sehr anziehende und gehaltreiche Lektüre. Die auf tüchtigen Studien ruhende und mit warmer Empfindung vorgetragene Erzählung aus der Vorzeit unserer märkischen Heimat spielt am Ausgang des 10. Jahrhunderts und bewegt sich in den großen Kämpfen zwischen Wenden, Sachsen und Germanen, die jahrhundertlang das Havelgebiet mit Mord und Brand und allen Schrecknissen eines religiös-patriotischen Fanatismus erfüllten. Den lokalen Mittelpunkt des Romanes bilden Land und Feste Brennaburg (Brandenburg), im Brennpunkt des Interesses steht die fürstliche Heldin Hodica und deren tragisches Geschick. In Verbindung mit diesem bewegen sich auf einem in großen Zügen geschilderten historischen Hintergrunde eine Fülle plastisch charakterisierter Gestalten, deren leidenschaftliches Sinnen und Handeln zu ergreifendsten und folgenschwersten Ergebnissen führt. Das lokale und kulturhistorische Kolorit ist von vorzüglicher Sorgfalt und übergiegender Treue! Zudem man sich trefflich unterhalten und angeregt fühlt, profitiert man unmerklich von dem Schatz des Wissens, aus dem der Verfasser spendet. — Wir kommen auf das bedeutame Werk, das noch zwei Fortsetzungen erfahren wird, eingehend zurück.

Dilettanten-Arbeiten.

Wachsfrüchte.

Die unterhaltende und schnell fördernde Arbeit der Fabrication von Wachsfrüchten eignet sich sowohl zum Erwerb, wie zu kleinen freundschaftlichen Geschenken; als selbst gearbeitet werden dieselben viel bewundert und mancher mühsamen Stickerei oder Häkelarbeit vorgezogen.

Das Wachs, welches man zum Gießen der Früchte verwendet, muß gutes Tafelwachs sein; das 1/2 Kg. kostet 1 M. 80—90 Pf. Der Billigkeit wegen kann auch halb Paraffin, halb Wachs zusammengeschmolzen werden. Zum Schmelzen des Waches benutze man ein Spirituslämpchen mit Dreifuß und ein neues irdenes Töpfchen.

Um sich das ziemlich schwierige und zeitraubende Bemalen der angefertigten Früchte zu ersparen oder doch auf kürzere Zeit zu beschränken, muß die erforderliche Grundfarbe vor dem Gießen der Früchte dem Wache beigemischt werden. Die beliebige Farbe wird zu diesem Zweck mit Citronenöl gut verrieben, dann unter das flüssige Wachs gemischt, gut durchgerührt und zum beliebigen Gebrauch aufbewahrt.

Die zum Färben am besten geeigneten Farben in feinem pulverisierten Zustande sind Zimober, Cochenille, Pflaumenblau, Ocker, Chromgelb, Ultramarin und Neapelgelb; zusammengelegte Farben (Farbennuancen) kann man durch Mischungen erzeugen; vorhergehende Versuche und Übung lehren das Richtige am besten.

Gußmodelle zum Gießen der Früchte formt man aus Gips in folgender Weise: Guter Gips wird in einen Löffelkopf gethan und unter fortwährendem Rühren mit Wasser zu einem dickflüssigen Brei angerührt, welcher erst außertig ist, wenn derselbe so lange gerührt wird, bis das Blasenwerfen aufhört.

Die zum Gießen bestimmte Frucht wird mit gutem Öl abgerieben, der angerührte Gips in einen Papier- oder Papprand gegossen und die Frucht zur Hälfte hineingedrückt, ja nicht tiefer, die Frucht würde sonst nicht herausgehen und das Modell wäre untauglich. Nach dem Eindringen der Frucht lasse man den Gips hart werden, was 1/2—1 Stunde dauert, dann wird der Papperrand abgelöst und der überflüssige Gips mit einem Messerchen abgeputzt.

Sollte die Frucht nun doch ein wenig tiefer liegen als die Hälfte, so schneide man sehr behutsam, damit die Frucht nicht beschädigt wird, von der oberen Fläche des Gipses ab,

bis die Hälfte frei ist. Nun werden Frucht und Gipsrand nochmals eingedickt, wieder ein Papierrand herumgelegt und mit frisch eingerührtem Gips voll gegossen. Man läßt dann alles wieder hart werden, pußt den überflüssigen Gips ab und schneidet vor dem Herausnehmen der Frucht 1-2 Rinnen in das Modell, damit nach dem Eingießen des Wachses das Modell wieder seine frühere Lage bekommt.

Will man nun zum Gießen der Früchte schreiten, so muß das Wachs nur so weit erwärmt werden, daß es eben leicht fließen kann. Ist es zu heiß, so verderben Frucht und Form. Die letztere muß gut mit Öl ausgestrichen werden; die halben Formen werden ziemlich voll Wachs gegossen, behutsam zusammengefügt, mit der Hand zusammengedrückt — eine Weile hin und her geschüttelt und 1/4 bis 1/2 Stunde zum Kaltwerden stehen gelassen. Nach dem Herausnehmen der Wachsf Frucht glättet man die anhaftenden Gußränder und sonstige Unregelmäßigkeiten durch Schaben mit einem kleinen Messer und reibt schließlich die Frucht mittels eines Leinwandläppchens ab.

Will man Früchte gießen, bei denen ein Stiel haften soll, so setze man denselben bei dem Wachsguß gleich mit ein; die Stiele können natürliche oder nachgebildete sein, und zwar nimmt man kleine Ästchen dazu. Der künstliche Stiel wird ebenfalls in braunes Wachs getaucht. Hauptsache ist nun das Malen und Zeichnen der so gewonnenen Früchte. Man wähle eine natürliche Frucht zur Vorlage und nehme bei geschnittenen oder gestreiften Früchten einen feinen Pinsel, bei leicht angehauchten ein Häufchen Watte. Die Farben zum Malen müssen gut mit Provenceral angerieben werden. Fruchtnoten und Fruchtmale werden ebenfalls durch Aufstupfen von brauner Farbe hergestellt. Nach dem Anmalen lasse man die Früchte einen Tag trocknen, nehme dann ein tiefes Porzellanschälchen, thue reichlich Paraffin hinein, lasse es ziemlich heiß werden (nicht kochen), tauche die bemalte Frucht schnell hinein, lasse sie erkalten, stecke eine Nefse in die Blütenstelle und reibe die Frucht nochmals mit einem Polierläppchen ab.

Um Weintrauben herzustellen, ist es geratener, nur blaue Trauben zu gießen, den grünen würde das Durchsichtige und somit die Natürlichkeit fehlen. Zum Stiel, der beim Gießen gleich mit eingefügt wird, nehme man feinen, mit grünem Seidenpapier bewickelten Bindfaden. Nun winde man die Beeren zur Traube und pudere dieselbe mit ein wenig blaugefärbtem Pudermehl, welches den feinen Reif wiedergibt. Hartischalige glanzlose Früchte, wie z. B. Wallnüsse, Apfelsinen werden dadurch gebildet, daß man Farbpulver auf die noch warme Masse streut und dasselbe mit einem Lappchen andrückt. Es empfiehlt sich auch, die fertig gewordenen Früchte in kleine Schalen oder Körbchen auf trockenes Moos zu legen und mit dazu passenden Blättern auszustippen, welche man in jeder Pflanzhandlung kauft. *

* Wir erklären uns bereit, etwaige Anfragen bezüglich dieser Arbeit der Verfasserin zu übermitteln. Die Red.

Nachdruck verboten.

Allerlei fürs Haus.

Gute Nähte. Mit dem Aufschwung, den die Nähmaschinenerei genommen, hat in demselben Grade die Handnäherei zurückstehen müssen. Wir erkennen wohl alle Vorteile an, welche die Nähmaschine im allgemeinen und für das weibliche Geschlecht im besonderen gewährt, indem viel Zeit und Kraft erspart wird und die Frau nicht mehr gezwungen wird, Sklavin der Handarbeit zu sein. Wir erkennen ferner den großen Einfluß an, den die Nähmaschinenarbeit auf den Geschmack und die Verbilligung der Wäsche und Kleidung übt, auf die Kultur der Reinlichkeit durch erleichterte Anschaffung; doch eines geht sicher bei der Nähmaschinenarbeit verloren, das ist die Zuverlässigkeit der „guten Naht“.

Man wird mir einwenden, daß die Hand nie so gleichmäßig und schön arbeiten könne, als die Maschine, welche die Stiche wie Perlen aneinander reißt. Das ist zuzugeben, allein reißt bei einer Nähmaschinenstiche ein einziger Stich, und dies kommt gar oft vor, so platzt die Naht eine ganze Strecke auseinander und man kann bei größter Sorgfalt in der Toilette in Verlegenheit geraten, wenn sich die erspähten Blöcke auf uns richten und wir — errötend den plötzlich entstandenen Schaden entdecken. Ofters noch kommt es vor, daß der Anfang und das Ende einer Nähmaschinenstiche auseinanderfallen. Die Ursache ist das mangelhafte Verfestigen. Dieses sollte stets mit der Hand geschehen, die allein darin zuverlässig ist. Auch der Spulzwirn ist oft, ja zumeist die Ursache des schnellen Zerreißen der Nähmaschinennäherei. Das Nähmaschinengarn ist in der Regel gesponnene Baumwolle, die sehr unhaltbar, während der Zwirn zur Handnäherei aus Flach oder Hanf gesponnen und sehr dauerhaft ist.

Die beste Maschine näht nicht, wenn es der Näherin an dem dazu passenden Zwirn mangelt. Diesen, nämlich den Zwirn, durch Gesänge zu verherrlichen, hat noch keine unserer Dichterinnen den Parnas bestiegen. Natürlich! Wer denkt an ein scheinbar so unbedeutendes Ding? man ärgert sich allenfalls, wenn der Faden reißt, wenn er Schlingen bildet, oder die Naht ungleich ist; was ist's weiter! es ist der verächtliche Zwirn. Wohl wenige von den vielen an den Nähmaschinen Beschäftigten mögen je daran gedacht haben, welcher Aufwand von Scharfsinn und Erfindungsgeist dazu notwendig war, um einen für Nähmaschinen wirklich brauchbaren Faden herzustellen.

Unzählige Versuche wurden gemacht, viele Ideen tauchten auf, um bald wieder zu verschwinden, bis endlich englische Fabrikanten es dahin brachten, ein brauchbares Fabrikat zu liefern. — Die Anforderungen, welche an guten Spulenzwirn gestellt werden, sind: Gleichheit, ein entsprechend hoher Grad von Elastizität und Weichheit des Fadens. Die wenigsten Fabrikate entsprechen aber diesen Anforderungen; eine Thatsache, von der man sich leicht Bestätigung verschafft, wenn man eine praktische Näherin um ihre diesbezüglichen Erfahrungen befragt, oder Gelegenheit findet, sich kurze Zeit in der Werkstatt eines Nähmaschinen-Reparateurs anzuhalten. — Unter den Mängeln, welche dem Spulenzwirn anhaften, stehen Ungleichheit in der Stärke, sowie ein Raubwerden des Fadens obenan und geben Anlaß zu häufigem Abreißen des Fadens (wenn dieses nicht schon durch Verwendung einer schlechten Rohwolle allein verursacht ist), des weiteren verhindern sie das Zustandekommen einer schönen Naht, was namentlich bei Steppstich eine sehr missliche Sache ist.

Nur zu oft hört man die Nähmaschinenfabrikanten klagen, daß ihnen Maschinen mit nichts weniger als schmeichelhaften Bemerkungen zur Reparatur gesandt werden, welche sich bei genauer Untersuchung als vollkommen fehlerlos erweisen. Bei weiterer Nachforschung stellt

sich dann regelmäßig heraus, daß die Näherin, angelockt von billigerem Preise, einen Spulenzwirn in Verwendung hatte, der zu dem Zwecke eben nicht taugte. Ein elastischer Faden wird stets eine gleiche Naht geben, was sich am deutlichsten bei dicken Stofflagen zeigt, bei welchen ein solcher Faden einen perlenartig aufgeworfenen Stich stark einzieht, andere wieder locker läßt, ein Uebelstand, der durch keine Spannvorrichtung beseitigt werden kann.

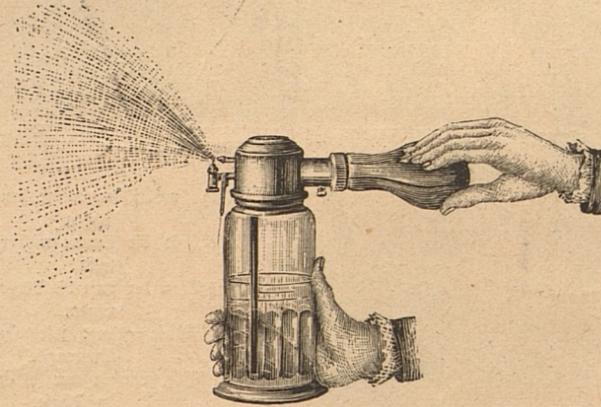
In der Erziehung der Töchter sollte es keinesfalls verjäumt werden, auf solche Kleinigkeiten zu achten, von denen oft große Ersparnisse abhängen. Die Prüfung des Nähmaschinengarns beim Einkauf und eine gute Verfestigung durch Hanfzwirn mit der Hand werden uns die Verlegenheiten ersparen, Nähte unserer Wäsche und Kleidungsstücke plötzlich auftretend zu sehen. Ganz besondere Sorgfalt muß auf das Nähen der Wäsche verwendet werden, die auf längere Dauer berechnet ist, da man sie dem Prozesse des Waschens oft aussetzen muß. — Übrigens wird das Handnähen nie aufhören, da wir es zum Flick- und Stopfen unserer Wäsche und Kleidung anzuwenden haben, und so ist es jedem Mädchen anzuraten, das Handnähen gründlich in der Jugend zu erlernen. E. W.

Krabbenuppe. Da die Nordsee-Krabben, auch Granaten oder Garneelen genannt, jetzt nicht mehr allein an der Nordsee oder den in der Nähe liegenden größeren Hafensstädten eine geschätzte Delikatesse sind, sondern infolge der Bahnverbindung von Cuxhaven u. s. w. in alle größeren Städte des Inlandes gelangen, und, wie mir bekannt, von vielen gern gegessen werden, so möchte ich mir erlauben, den geschätzten Leserinnen des „Bazar“ hiermit das Rezept zur Bereitung einer Krabbenuppe zu überreichen, die, der verhältnismäßig geringen Kosten und ihres außerordentlichen Wohlgeschmacks halber, gewiß vielen Beifall finden wird und getrost auf jede Tafel zu setzen ist.

Man bereitet recht frühe Krabben, etwa 1 Kilo für 8-10 Personen, von der Schale und stellt sie zurück. Dann bringt man die Schalen mit kaltem Wasser (circa 1 1/2 Liter) zu Feuer und läßt sie kochen, schüttet sie auf ein Sieb, setzt die Schalen noch einmal mit kaltem Wasser aufs Feuer, läßt sie noch einige Zeit kochen und gießt die Brühe wieder zu der ersten. Jetzt setzt man die Krabbenbrühe zu Feuer, gießt nach Bedarf Fleischbrühe dazu, kocht kleine Fleischklöße darin und giebt Blumenkohlröschen und, wenn man ihn hat, Spargel, welcher vorher in Salzwasser gar gekocht ist, hinein, schmeckt ob die Brühe Salz genug hat und richtet sie über die ausgelösten Krabben an. Friederike Herbst.

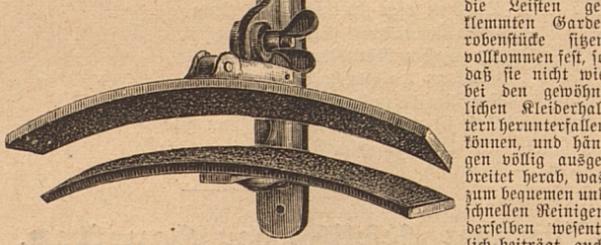
Wirtschaftsplaudereien.

Neuer patentierter Apparat zum Besprengen der Blumen und zum Zerstäuben von Parfüm. Beim Besprengen zarter Zimmerpflanzen sucht man zweckmäßig stärkere Wasserstrahlen und größere Wassermengen, wie sie die Gießkanne liefert, zu vermeiden. Man bedient sich hier für gewöhnlich kleiner Blumenbesprenger (Retraichour), die durch Hineinblasen in Thätigkeit gesetzt werden. Der vorstehend abgebildete Apparat erzeugt einen an und für sich feinen, aber trotzdem äußerst dichten und vollen Wasserstrahl, welcher eine größere Fläche auf einmal besprüht, regulierbar ist und vermöge eines Windessels, in dem sich die zusammengedrückte Luft sammelt, auch



kontinuierlich wirkt. Außer zum Besprengen der Pflanzen ist der Apparat auch vortrefflich zum Zerstäuben wohlriechender Esenzen im Zimmer geeignet. Der Apparat besteht aus einer Glasflasche von ca. 17 Cent. Höhe, welche man mittelst einer vernickelten Kapfel mit daran befindlichem Gummiball hermetisch verschließt und der eine biegsame Nadel zum Entfernen des Anlasses aus den Röhren beigegeben wird. Der Preis beträgt 6 Mark pro Stück, bei freier Lieferung innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 6,50 Mk.

Neuer patentierter Garderobenhalter. Die beiden bogenförmigen Leisten des Garderobenhalters sind beweglich und durch die oben sichtbare Flügelmechanik feststellbar; an ihren unteren Flächen sind die selben mit Fries überzogen, um den Stoff der Kleider nicht zu beschädigen. Die zwischen die Leisten geklemmten Garderobestücke sitzen vollkommen fest, so daß sie nicht wie bei den gewöhnlichen Kleiderhaltern herunterfallen können, und hängen völlig ausgebreitet herab, was zum bequemen und schnellen Reinigen derselben wesentlich beiträgt, auch



wird das häufige Abreißen des Anhängsels, das so vielfach zu Unannehmlichkeiten Veranlassung giebt, völlig vermieden. Der Preis des neuen Kleiderhalters beträgt 4 Mark.

Neuer Fensterputz- und Polierapparat. Die nebenstehend skizzierte kleine Vorrichtung besteht aus einem weichen Stoffbeutel, dessen offene Seite an einem hölzernen Griff befestigt ist. Das Innere des Säckchens ist mit einem chemischen Präparat gefüllt, das nahezu aus den Bestandteilen des Glases zusammengesetzt ist, welches, wenn man das Fenster mit dem Apparat betupft, durch den Stoff dringt und auf den Scheiben liegen bleibt. Diese letzteren reißt man einfach mit einem Lederlappen nach, wodurch sie vollkommen sauber werden und einen schönen Glanz erhalten. Durch die Benutzung des Apparates wird es überflüssig, die Fenster stets feucht abzuwischen, man besorgt vielmehr die Reinigung auf trockenem Wege bequemer und schneller und erzielt ferner auch einen bedeutend höheren Glanz, als beim Abwischen der Scheiben mit Wasser; letzteres ist nur noch vor Benutzung des Apparates anzuwenden, wenn das Fenster gerade sehr unsauber sein sollte. Der Fensterputzer kostet mit Pappschachtel 2 Mark.

Bezugsquelle für vorbeschriebene Gegenstände: E. Cohn, Königl. Hoflieferant, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Buntes Allerlei.

Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 184 Seite 392.

- 1. D h 7 — e 7.
- Schwarz.
- 1. K d 5 — e 4.
- Weiß.
- 2. c 2 — c 4 matt.

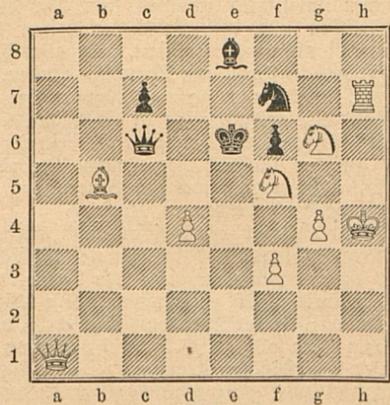
- A.
- Weiß.
- 1.
- Schwarz.
- 1. S c 6 — a 5 oder S c 6 anders.
- Weiß.
- 2. D e 7 n. e 5 oder c 2 — c 4 matt.

- B.
- Weiß.
- 1.
- Schwarz.
- 1. e 5 n. d 4 oder — e 4.
- Weiß.
- 2. L b 1 — a 2 matt.

- C.
- Weiß.
- 1.
- Schwarz.
- 1. Beliebige anders.
- Weiß.
- 2. c 2 — c 4 matt.

Dem kürzlich erschienenen trefflichen Werkchen: „101 ausgewählte Schachaufgaben“ von Fritz Hofmann (Verlag der Kiegerschen Universitäts-Buchhandlung in München) entnehmen wir die folgende Komposition.

Aufgabe Nr. 186.
Von Fritz Hofmann.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kreuzrätsel.

A	A	A	N	E	E	E
A	O	O	N	E	U	I
O	O	O	N	I	I	I
L	L	L	N	I	I	I
D	D	F	N	R	R	R
G	H	F	N	R	S	S
M	B	W	N	T	T	Z

Die Buchstaben in den Feldern der Figur lassen sich so umstellen, daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wahren rechten lautet, und daß die wahren rechten Reihen bekannte Wörter ergeben. Die sieben Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen:

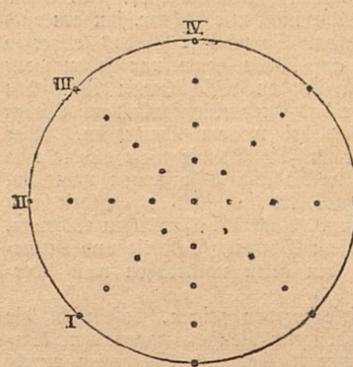
- I. Eine der Hauptpersonen in einer Oper von Richard Wagner.
- II. Eine der Hauptpersonen in einer andern Oper von Richard Wagner.
- III. Eine der Hauptpersonen in Mozarts „Don Juan“.
- IV. Eine der Hauptpersonen in Shakespeares „Der Kaufmann von Venedig“.
- V. Eine andere Hauptrolle in demselben Drama.
- VI. Eine beliebige Oper.
- VII. Eine Singstimme.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 67.

Für die Illumination eines Gebäudes standen dem Eigentümer viel Kerzen zur Verfügung, deren Zahl jedoch 300 nicht erreichte. Mit sämtlichen konnte er 19 Fenster so beleuchten, daß jedes mit gleich viel Kerzen besetzt wurde. Es war aber notwendig, daß 28 Fenster beleuchtet wurden. Er ließ 23 Kerzen entfernen und war nun imstande, mit den übrig bleibenden die 28 Fenster so zu beleuchten, daß an jedem gleichviel Kerzen brannten.

Wieviel Kerzen waren ursprünglich vorrätig und wieviel brannten bei der Illumination an jedem der 28 Fenster?

Kreispunkt-Rätsel.



Die Punkte der Figur sind mit Hilfe der folgenden Angaben durch je einen Buchstaben zu ersetzen. Zu suchen sind vier Wörter von je neun Buchstaben mit gemeinsamem Mittellaut.

- I. Eine Grafschaft in Franken.
 - II. Die Hauptstadt eines europäischen Königreichs.
 - III. Eine der Personen in „Maria Stuart“.
 - IV. Ein bekannter Kurort.
- Die Anfangsbuchstaben der vier Wörter nennen einen dramatischen Dichter. Dr. — e.

Zur gefälligen Beachtung.

Um vielfach geäußerten Wünschen zu genügen, haben wir unter dem Titel:

Das Spitzen-Klöppeln.

Eine Anleitung zum Selbstunterricht im Klöppeln herausgegeben von der

Redaktion der Illustrirten Damenzeitung „Der Bazar“.

Mit zahlreichen Holzschnitt-Illustrationen. 1 Bogen Imp. 4°. eine kurz gefasste, mit erläuternden Illustrationen versehene Anleitung zur Erlernung dieser Handwerks-Art zusammengestellt, welche wir zur Anschaffung besonders neu hinzutretenden Abonnenten empfehlen. Wir erledigen direkte Bestellungen nach Erhalt von 1 Mark = 70 fr. ö. W. pro Exemplar franco unter Kreuzband.

Administration des Bazar.

Bestellungen

auf den „Bazar“ werden von jeder Postanstalt und Buchhandlung jederzeit angenommen und bereits erschienene Nummern nachgeliefert. Die Postanstalten geben den „Bazar“ gleichzeitig mit dem Buchhandel aus.

Der vierteljährliche Abonnementpreis beträgt M. 2,50, in der Schweiz 3 Frs. 35 c., in Oesterreich und im Auslande nach Cours. Die Administration.

Rückseite.

Beschreibung und Verzeichniß der Schnittmuster nebst Erklärung der Zeichen.

Mr. V. Aeltere alle mit Saite (N. 28, Nr. 28).
Ersterer Stoff: 1 Meter Sammet von 60 Cent. Breite, 1/2 Meter Beige von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: 47 Cent. Saite der Zellenweite: 81 Cent.

Mr. VI. Paletot für Frauen von 11-13 Jahren (N. 28, Nr. 47 und 48).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 120 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. VII. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. VIII. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. IX. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. X. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XI. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XII. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XIII. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XIV. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XV. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XVI. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XVII. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XVIII. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XIX. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

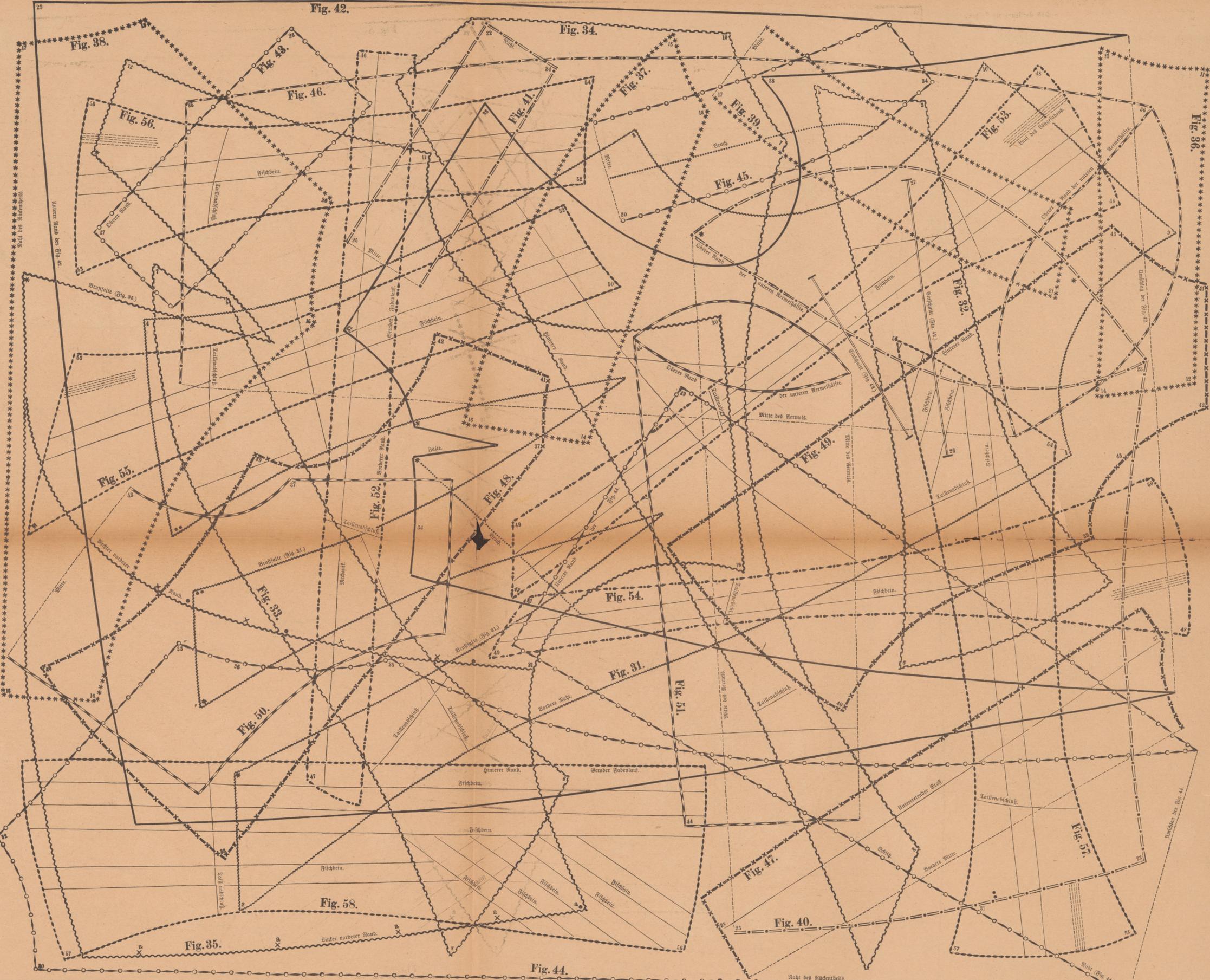
Mr. XX. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XXI. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XXII. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XXIII. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)

Mr. XXIV. Kleid für Mädchen von 2-3 Jahren (N. 28, Nr. 43 und 44).
Ersterer Stoff: 1/2 Meter von 110 Cent. Breite.
Zweite der Oberseite: (mit Umfalg)



48 Cent. weiten Stoff von gleichem Wollstoff, der am oberen Rande dem Hof glatt aufgelegt wird. ...
Der 216 Cent. weite Hof aus Zaffel royal ist am unteren Rande mit einem 12 Cent. breiten Streifen von carrirtem Wollstoff besetzt und mit einer Zausla von feinstem Stoff ausgefüttert, deren zum 20. Theil verbleibende Schnittbreite Fig. I und II zeigen.

Stiefstrumpf, Kermelkreuz und einem Viertel von rothem Seidenkreuz verbunden, mit hochdurchwirter rother Bordüre und Geseled verziert und zum Schließen unterhalb des Knopfes mit Knöpfen und Knopflöchern versehen.
Kleid aus einfarbigem und carrirtem Seidenstoff (N. 28, Nr. 42).
Der Hof aus Zaffel ist mit einem von glatten, hinten in Falten gereihten Solant von carrirtem Seidenstoff und mit der Abstützung entsprechend in Falten arrangirten Zausla mit einem einfarbigem Seidenstoff ausgefüttert.

Kleid aus einfarbigem und gestreiftem Wollstoff (N. 28, Nr. 46).
Der 216 Cent. weite Hof aus grünem Zaffel ist auf den Vorder- und Seitenbahnen 60 Cent. hoch mit breiter Leinwand, breiter gestreifter grünen Wollstoff und diesen aufgesetzten mit einem einfarbigem grün und braun gestreiftem Stoff besetzt.
Kleid für Mädchen von 14-16 Jahren (N. 28, Nr. 54).
Der Saum aus unbedrucktem englischen Wollstoff ist mit Satin als Futter versehen, mit einem Streifen von braunem Zausla besetzt und in der Mitte der Abstützung mit 1 und 2 Cent. breiten brauner Wollstoffe garnirt, zum Schließen versehen diesen Knöpfe und Knopflöcher.

Der Hof aus unbedrucktem englischen Wollstoff ist mit Satin als Futter versehen, mit einem Streifen von braunem Zausla besetzt und in der Mitte der Abstützung mit 1 und 2 Cent. breiten brauner Wollstoffe garnirt, zum Schließen versehen diesen Knöpfe und Knopflöcher.
Kleid für Mädchen von 14-16 Jahren (N. 28, Nr. 54).
Der Saum aus unbedrucktem englischen Wollstoff ist mit Satin als Futter versehen, mit einem Streifen von braunem Zausla besetzt und in der Mitte der Abstützung mit 1 und 2 Cent. breiten brauner Wollstoffe garnirt, zum Schließen versehen diesen Knöpfe und Knopflöcher.